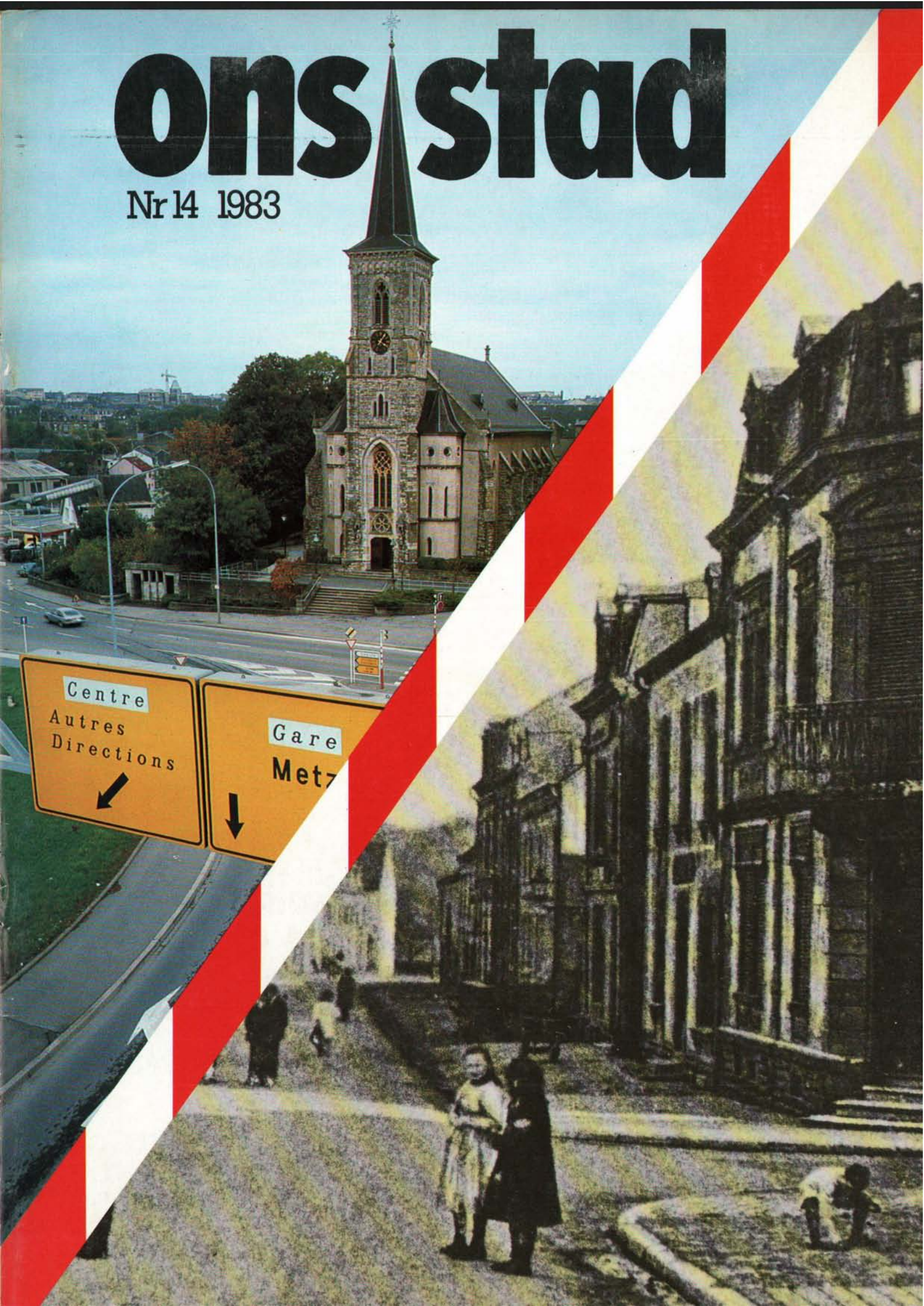


ons stad

Nr 14 1983



Centre
Autres
Directions
↓

Gare
Metz
↓

INTERNA



Drei Tage dauerte der Staatsbesuch, den König Carl Gustav und Königin Silvia von Schweden Ende September dem Großherzogtum abstatteten. Zum gutgefüllten Besuchsprogramm, während dem das Königspaar die Sehenswürdigkeiten unseres Landes bewundern konnte, gehörte auch ein Empfang der Luxemburger Stadtverwaltung im Cercle-Gebäude.



Cette plaque due au serrurier d'art Michel Haagen avait fait l'objet d'un don du syndicat d'intérêts locaux de Limpertsberg. Apposée en 1935 à la façade de la station de transformation au coin de l'avenue de la Faïencerie et de l'allée des Déportés et des Résistants, elle indiquait l'emplacement approximatif de la première chapelle du Glacis. Cette chapelle consacrée en 1627 et agrandie en 1640 grâce à l'intervention du P. Brocquart s.j. a abrité jusqu'à la Révolution française la statue de la Consolatrice des Affligés. Démolie en 1796 elle fut à l'origine des pèlerinages de l'Octave annuelle.

La plaque a été transférée dans les verdures aménagées devant le cimetière de Notre-Dame.

Der kulturelle Auftrag

Hauptstadt des Großherzogtums, Europazentrum, tausendjährige Felsenstadt, Reiseziel immer zahlreicherer Touristen, internationaler Bankenplatz, Kongreß- und Messezentrum: in weniger als zwei Jahrzehnten hat Luxemburg, mit seinen 80.000 Einwohnern kaum größer als eine mittlere Residenzstadt, sich zur Metropole von europäischem Format entwickelt.

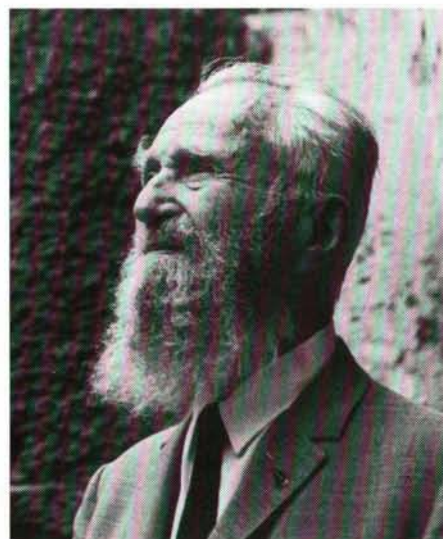
Aber nicht nur städtebauliche Umwälzungen und eine zeitgemäße Infrastruktur, nicht nur moderne Hotelketten und Spezialitätenrestaurants prägen das Bild und die Ausstrahlung einer Stadt, sondern auch und vor allem das kulturelle Angebot.

Die Luxemburger Stadtverwaltung, die sich ihrer Verantwortung gegenüber ihren Bürgern und ausländischen Gästen bewußt ist, bemüht sich seit Jahren, ihrem kulturellen Auftrag gerecht zu werden.

In der Haushaltsvorlage für 1984 wurden allein 29.000.000 Franken für Aufführungen im Théâtre Municipal und 6.000.000 Franken für die neue Bühne des Théâtre des Capucins, das im Frühjahr Eröffnung feiern wird, veranschlagt.

5.900.000 Franken sind für Konzerte und Veranstaltungen des Musikkonservatoriums vorgesehen, 4.000.000 für Ausstellungen, Ankauf von Gemälden und Restaurationen in der Villa Vauban, 2.600.000 für neue Filme für die Cinémathèque und 1.000.000 für den Ankauf von Büchern in der Stadtbibliothek.

Ein kleiner Beweis, daß Kultur in Luxemburg ihren Stellenwert hat, ist auch, so hoffen wir jedenfalls, diese Zeitschrift, die nun bereits im fünften Jahr erscheint.



Portrait d'Edward Steichen (1879-1973)

Actuellement, la Villa Vauban abrite (jusqu'au 22 décembre inclus) une collection de 44 photographies originales acquises en 1980 par la Ville de Luxembourg, lesquelles comptent parmi les meilleures du célèbre photographe et constituent un excellent aperçu sur 61 années de travail depuis un autoportrait de 1898 jusqu'à un portrait de Mrs Steichen en 1959. (Voir également page 26)

2

Hollerich: On n'arrête pas le progrès...



4

Vom Dorf zur Industriegemeinde

Im angrenzenden Privatpark der 1897 in Hollerich erbauten Tabakfabrik J.P. Heintz-van Landewyck steht heute als Kuriosität die wieder aufgebaute Hauptwache, die früher ihren Platz an der Place d'Armes hatte. In seinem Beitrag schildert der anerkannte Hollerich-Chronist Norbert Etringer die Entwicklung des ehemals schutzlos vor den Festungstoren gelegenen Dorfes zur selbständigen Stadt, die am 26. März 1920 in die Hauptstadt eingemeindet wurde.



7

Erinnerungen eines (halben) Hollerichers

Von Problemen mit Straßen- und Ortsbenennungen, geographischen und „pfarrer-internen“ Abgrenzungen, die nicht selten zu vergnüglichen Situationen führten, weiß Eug. Ram. zu erzählen.



10

Nachkriegs-Hollerich

„Es waren für heutige Begriffe Zeiten primitiver Kriegstechnik, als man noch von Bonneweg nach Hollerich umziehen konnte, weil in Bonneweg die Nachbarschaft von Haupt- und Güterbahnhof angesichts der dort gelegentlich niedergehenden alliierten Fliegerbomben als zu ungemütlich empfunden wurde“: Jo Muttergé hat die Geschichte des Viertels von 1945 bis heute in seinem Aufsatz zusammengefaßt.



14

Mutterkirche Hollerich

15

Op der Hollerecher Gare

16

Irgendeppes as geschitt

A senger Lëtzebuurger Rubik erzielt de Josy Braun dës Keier vun den Hollerecher Dauwen, fir déi och muenches anescht gin as.

I-VIII

pages intercalées

La commune à votre service
Die Gemeinde zu Ihren Diensten
Il comune al vostro servizio
A comuna ao vosso serviço

Praktische Regeln für den Umgang mit den Flüssiggasen Butan und Propan

Schulferien 83/84
Einschreibung in eine Schulklasse im laufenden Jahr
Mittagsfoyer
L.A.S.E.P.
Heizkostenzuschuß

17

La ville et son passé récent



18

Die Abwaschbarkeit unserer Gräber

Warum unsere Friedhöfe so kalt und unpersönlich geworden sind wie unsere modernen Wohnblocks, versucht René Clesse in seinem Beitrag zu erklären.

20

Rue de la Boucherie - Flëschirgaass

Dans sa rubrique „Ma ville et ses beautés cachées“ Blanche Weicherding-Goergen a découvert tous les charmes de cette petite rue dont les façades des maisons reflètent chacune une histoire vécue.



22

Batty fährt Busabfuhrlöschwaggon

In seiner Satire über die Rationalisierung des städtischen Autobusdienstes unterbreitet Jacques Drescher den Stadtvätern diesmal einige Vorschläge, wie sie den Betrieb noch funktionaler gestalten könnten.

24

Bibliothèque Municipale - nouvelles acquisitions

25

Trésors du Musée J.-P. Pescatore

26

Edward Steichen - Ein Leben für die Fotografie

28

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

30

„Droit de réponse“

Ben Fayot a interrogé Philippe Noesen et Marc Olinger sur les perspectives de la création d'un ensemble de théâtre national luxembourgeois.

33

Das Tagebuch des John Mackenzie

Dem bekannten Geschichtsforscher und „Ons Stad“-Mitarbeiter Henry Gelhausen ist es nach jahrzehntelangen Recherchen gelungen, auf alte Aufzeichnungen aus einer Zeit zu stoßen, wo die Stadt noch mit Verkehrsproblemen zu kämpfen hatte.

Ons Stad
No 14
décembre
1983

Édité par
l'administration communale
de la Ville de Luxembourg

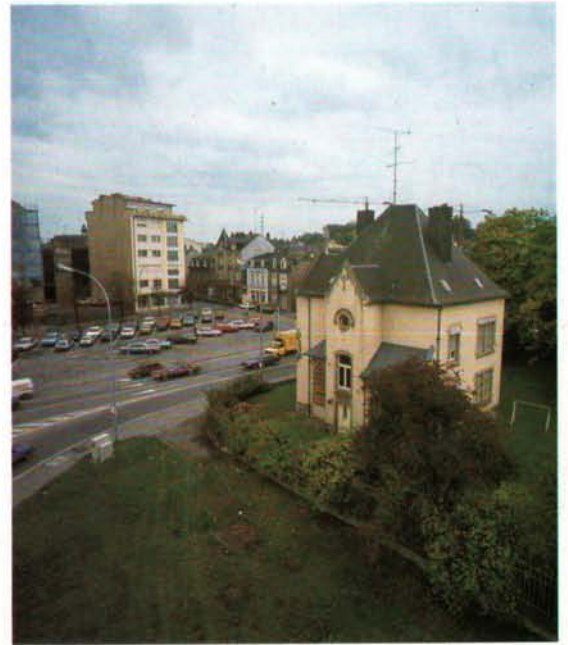
Tirage: 37.000 exemplaires
Distribution à tous les ménages
de la Ville de Luxembourg

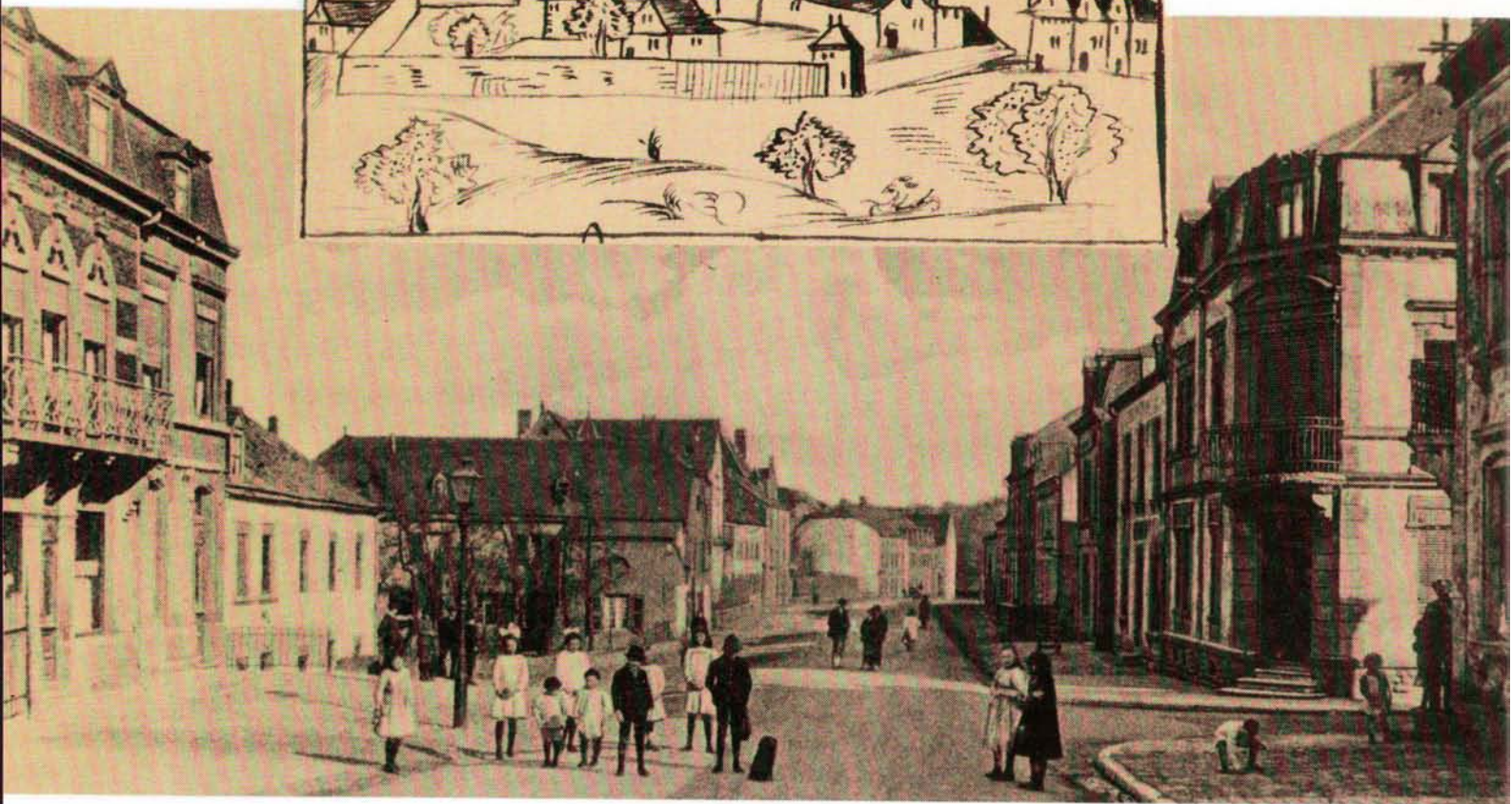
Photos: IMEDIA, Marcel Schroeder
Layout: Dieter Wagner
Caricatures: Raoul Kohnen, Pit Weyer
Coordination: René Clesse
Photocomposition:
Imprimerie Joseph Beffort, Luxembourg
Imprimé sur les presses
de l'Imprimerie St-Paul S.A., Luxembourg



HOLLERICH:

ON
N'ARRÊTE
PAS
LE
PROGRÈS





HOLLERICH

Vom Dorf zur Industriegemeinde

Wenn auch Hollerich während Jahrhunderten kaum in Erscheinung trat – die unaufhörlichen Kriege verhinderten die Entwicklung des schutzlos vor den Toren der Festung Luxemburg gelegenen Dorfes –, so spielte es doch in kirchlicher Hinsicht eine große Rolle.

Als Siegfried 963 daran ging, seine Burg zu bauen, teilten sich zwei Landpfarreien das heutige Stadtgebiet: Weimerskirch und Hollerich. Von letzterer wurde die älteste Kirche der Stadt, die am 5. November 987 konsekrierte St. Michaelskirche, abgetrennt.

Obschon die Pfarrei Hollerich mehr als tausend Jahre zählt, ist sie urkundlich zum ersten Mal belegt für das Jahr 983, in dem sie mit 25 anderen Pfarreien auf Grund einer Verordnung des Erzbischofs Egbert zu einer Bannprozession nach Trier verpflichtet war.

Das fruchtbare Petrußtal scheint von frühesten Zeiten an von ackerbautreibenden Menschen bewohnt gewesen zu sein: an der Petruß stand die Wiege von Hollerich. Die Ortsteile, die die Alteingesessenen mit „Am Eck“, „Op der Petress“, „Am Salzhaff“ und „Am Schlass“ bezeichnen, waren Kernpunkt der Ortschaft.

An Erwerbsmöglichkeiten war kein Mangel. Im Gegenteil: Hollerich besaß für die damaligen Zeiten sehr begehrte Mineralien. Die Geländezone des „Geesseknäppchen“ barg den geschätzten blauen Kalkstein,

der in nächster Umgebung gebrannt wurde. Schon aus dem Jahre 1479 berichtet die Chronik, daß die Dorfleute von Hollerich, Cessingen und Bonneweg zu 55 Personen mit 19 Wagen und Karren „der stat (Stadt) zu irem Kalckoben frohnde wys (im Frondienst) Steine gefourt“ haben.

Die heute ausgefüllte „Stee-kaul“ gegenüber dem Schlachthof, auf der 1933 das Fußballfeld des „Cercle Sportif Hollerich“ angelegt wurde, und die Felsen des Petrußtales lieferten ein sehr ergiebiges Material für die Festungsbauten. Selbst die 1904 fertiggestellte Adolphsbrücke ist in ihren Seitenfundamenten aus Bruchsteinen der Hollericher „Stee-kaul“ ausgeführt worden.

In Hollerich bestand in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Salzraffinerie. Ein ganzer Häuserkomplex um die Fabrik führte den Namen „Am Salzhaff“. In dem heute abgetragenen alten „Fö-scherhaus“ (Escher Straße, am Hollericher Berg) befand sich die Salzniederlage. An Kleinbetrieben aus der Zeit von 1800-1859 besaß Hollerich eine Glockengießerei in der „Kiirchegässel“, die Metzlersche Ölmühle (Ecke Escher- und Cessinger Straße), die Brauerei Deloos in der unteren Talstraße und eine Seifensiederei.

Von größter Bedeutung für Hollerich wurde die Errichtung des Hauptbahnhofes der Wilhelm-Luxemburg-Bahn, der auf dem Territorium der Gemeinde angelegt werden mußte, weil fortifikatorische Rücksichten nicht erlaubten, daß es auf dem Gebiet der Hauptstadt geschehe. Solange freilich die Festung Luxemburg bestand, war ein rascher Aufschwung unmöglich, weil ein großer Teil des Hollericher Gebietes innerhalb der Festung lag und der Bau von neuen Gebäuden eben deshalb mit einer ganzen Menge von Schwierigkeiten verbunden war. So bestand z.B. die Verpflichtung, keine anderen Gebäulichkeiten als aus Holz oder Fachwerk auszuführen, die im Kriegsfall auf erste Aufforderung der Festungsbehörde dem Erdboden gleichzumachen waren. Erst als infolge der Beschlüsse der Londoner Konferenz vom 11. Mai 1867 das Großherzogtum neutral erklärt und die Hauptstadt zur offenen Stadt geworden war, da erst konnte sich Hollerich frei und ungehindert entfalten.

Nachdem das Bahnhofsviertel und dessen Umgebung zum Gegenstand der Bauspekulation geworden war, setzte sich der Handel, der bekanntlich erst durch den Verkehr floriert, dort fest. Später gesellte sich zum Handel die Industrie, das Bauwesen florierte und die Terrains stiegen bedeutend im Preise.



Wappen der früheren Doppelstadt Hollerich-Bonneweg (1914-1920), das von Dr. Charles Funck entworfen wurde.

Gedenkmedaille, herausgegeben anlässlich der Verleihung des Stadttitels Hollerich-Bonneweg.



Der „Léiwekeller“, einst Hollerichs bekannteste Gaststätte. Das Entstehen dürfte auf 1853 zurückgehen, in welchem Jahr Théodore Buchholz die Genehmigung zur Errichtung einer Brauerei erhielt. Der Braubetrieb wurde 1903 eingestellt. Die Eiskeller wurden in einen Festsaal umgewandelt, der zur Hollericher Oktoberkirmes des Jahres 1905 eröffnet wurde.

Bei der Anlage der Zufahrt zur Escher Autobahn wurde der Gebäudekomplex 1973 abgerissen.

Vor dem „Léiwekeller“ befand sich der sogenannte „Kesselbur“, einer der neun öffentlichen Waschbrunnen auf dem Gebiet der Gemeinde Hollerich, der 1932 dem Erdboden gleichgemacht wurde.



In der Folge ließen sich auf dem Gebiet von Hollerich nieder: die Brauerei Buchholz (1853), die Eisenhütte der Gebrüder Servais (1858), die „Société des Forges et Laminoirs“ (1870), die Kesselfabrik Müller-Bück (1870), die Eisengießerei Woll & Biber (1877), die Bettenfabrik Bert & Cie (1883), die Champagnerfabrik Mercier & Cie (1886) und die Tabakfabrik Heintz van Landewyck (1887).

All dies hatte ein schnelles Anwachsen der Bevölkerungszahl im Gefolge (in den Jahren 1860 bis 1890 steigerte sie sich um 103,32 Prozent), wodurch naturgemäß eine Änderung der Lebensbedingungen der Einwohnerschaft herbeigeführt wurde.

Hatte der erste Gemeinderat von Hollerich sich im Jahre 1800 ausschließlich aus „Ackerern“ zusammengesetzt, so bestand er in den Jahren 1861-1866 aus sechs Landwirten, einem Bierbrauer, einem Maurer und einem Gastwirt. Den Wählerlisten zufolge stellte die ackerbaureisende Bevölkerung im Jahre 1904 nur mehr 7,2 Prozent.

Durch Gesetz vom 7. April 1914 wurde die Gemeindegliederung Hollerich-Bonneweg zur Doppelstadt, zur 13. Stadt unseres Landes erhoben.

Hollerich war damals mit 14.315 Einwohnern die drittgrößte Gemeinde des Großherzogtums, hinter der Hauptstadt (19.182) und Esch-Alzette (14.753).

Die Stadteinweihungsfeier fand jedoch erst am 27. und 28. Juni 1914 statt. Prunkstück war der Festzug, der sich durch die Hauptstraßen

von Hollerich und Bonneweg bewegte, um sich vor dem Zentralbahnhof aufzulösen.

Der Tag der Stadteinweihung wurde zu einem Tag von historischer Bedeutung. Denn als der Festzug sich durch die Siegfriedstraße an der Sankt-Paulus-Druckerei vorbeibewegte, verkündeten dort Plakate, daß der Erbgroßherzog und Thronfolger von Österreich Franz-Ferdinand, nebst Gemahlin zu Sarajewo in Bosnien ermordet worden war. Bei der äußerst gespannten europäischen Lage machte das Ereignis einen wirklich niederschmetternden Eindruck. Die Befürchtungen sollten sich bewahrheiten: Fünf Wochen später, am 2. August 1914, bewegte sich deutsches Militär auf dem Platze vor dem Hotel Staar, wo die Menge der von J.P. Robert verfaßten Festkantate gelauscht hatte, in der es u. a. hieß:

*All onst Wënschen, all onst Denken
Ruffe mir aus engem Monn:
O looss éiweg virublénken,
Friddensengel, d'Fräihätssonn.*

Dem Schöffen Albert Louis Wurth fällt das Verdienst zu, ab 1907 die Verschmelzung der Gemeinde Hollerich mit der Stadt Luxemburg in die Wege geleitet zu haben.

Auf seinen Vorschlag hin beschloß der Gemeinderat am 5. Februar 1912 einstimmig, die Regierung zu bitten, sich mit der Lösung dieser Frage zu befassen. Als Bedingung sine qua non wurde die Abschaffung des Oktrois seitens der Stadt Luxemburg aufgestellt.

Der Staatsrat hatte übrigens die Erhebung von Hollerich-Bonneweg als eine Zwischenlösung betrachtet, denn in seinem Gutachten zu dem betreffenden Gesetzprojekt vermerkte er, „*qu'il conviendrait de la part du Gouvernement de mettre à l'étude la question de l'incorporation de la commune de Hollerich*“.

Erst gegen Ende des Ersten Weltkrieges, am 29. Mai 1918, konnte Bürgermeister Gallé dem Gemeinderat von Hollerich mitteilen, daß die von der Regierung ernannte fünfgliedrige Kommission ihren Bericht eingesandt habe. Der Rat nahm Kenntnis davon und erklärte sich im Prinzip mit der Eingemeindung einverstanden.

Die Verhandlungen nahmen einen raschen und günstigen Verlauf. Bei den Kammerdebatten am 9. Dezember 1919 wurden die Vorteile, die der Hauptstadt aus der Vereinigung erwachsen, dargelegt. Luxemburg, so hieß es u. a., hat wenig Ausdehnungsmöglichkeiten; es verfügt nur über ein Gebiet von 355 ha.; die Gemeinden Hollerich, Eich und Rollingergrund vergrößern dasselbe um 4.572 ha. Die Gemeinde Hollerich hat einen phänomenalen Aufschwung genommen, den es in erster Linie der Erbauung des Zentralbahnhofs auf seinem Territorium verdankt. Seine Bevölkerung stieg von 11.985 Einwohnern im Jahre 1905 auf 15.402 im Jahre 1916; die der Stadt Luxemburg sank im selben Zeitraum von 20.984 Einwohnern auf 20.227. Einem Zuwachs von 28,5 Prozent stand mithin eine Abnahme von 3,1 Prozent entgegen.

Das Gesetzprojekt betreffend die Eingemeindung der Gemeinden Hollerich, Rollingergrund und Hamm in die Stadt Luxemburg wurde am 16. März 1920 von der Abgeordnetenversammlung einstimmig angenommen und am 26. März 1920 zum Gesetz erhoben.

Die Hauptbestimmungen lauten:

Art. 1. Die Gemeinden Hollerich, Rollingergrund und Hamm sind der Stadt Luxemburg einverleibt.

Art. 2. Die vergrößerte Stadt Luxemburg bildet eine einzige Rechnungssektion, die das gesamte Aktiv- und Passivvermögen der vier vereinigten Gemeinden begreift.

Art. 3. Der Gemeinderat der neuen Stadt Luxemburg besteht aus 23 Mitgliedern. Die Zahl der Schöffen ist auf vier festgesetzt.

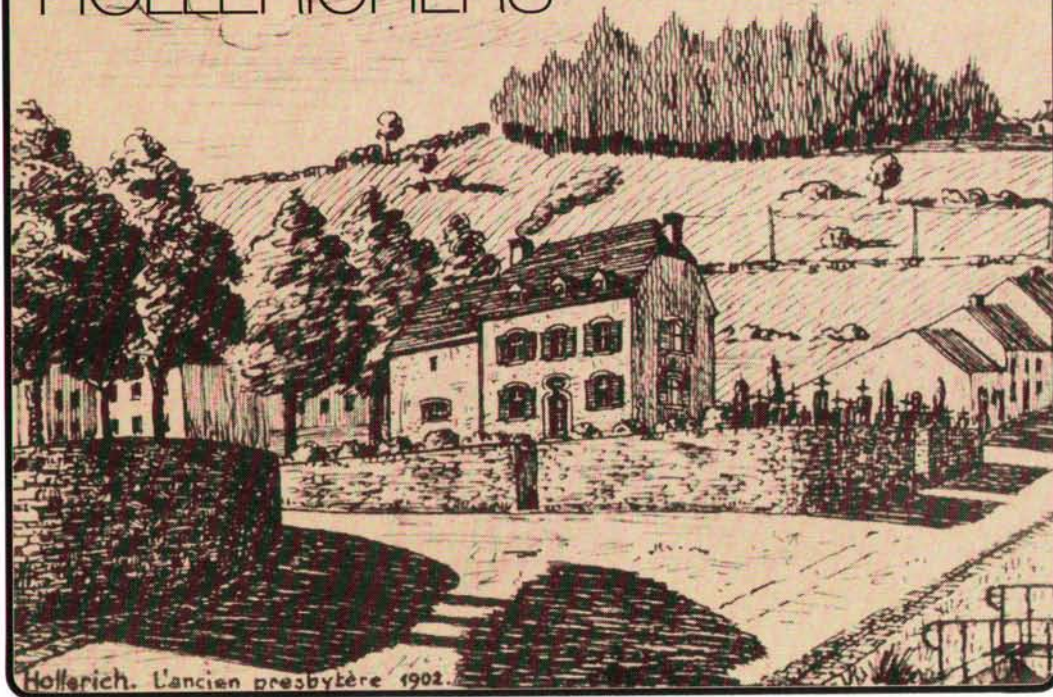
Art. 5. Vom Tage der Inkraftsetzung des gegenwärtigen Gesetzes ist das Oktroi der Stadt Luxemburg abgeschafft.



Tausendjähriges Bestehen der Pfarrei: Ausstellung im Hollericher Kulturzentrum

Norbert Etringer

ERINNERUNGEN EINES (HALBEN) HOLLERICHERS



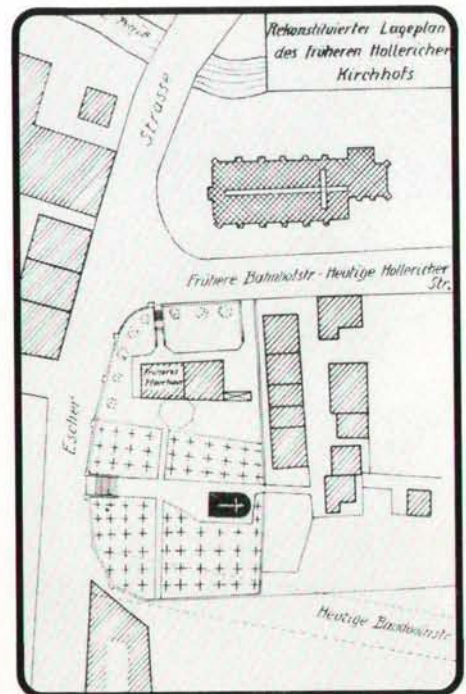
Im Jahre 1918, zwei Monate vor dem Waffenstillstand bei Compiègne, wurde dem Nikolaus Gallé, Bürgermeister, Beamter des Zivilstands der Stadt Hollerich-Bonneweg, im Großherzogtum Luxemburg, im Beisein von zwei Zeugen ein Kind männlichen Geschlechts vorgezeigt (so steht es wenigstens zu lesen), geboren im Hause Hollericher Ring 43, dem der Deklarant die Vornamen Johann Georg zu geben erklärte.

Die Stadt Hollerich-Bonneweg verschwand anderthalb Jahre später. Der Hollericher Ring oder Boulevard de Hollerich (damals waren wir noch zweisprachig) heißt seit langem Boulevard de la Pétrusse (bis auf das Jahrzehnt, da er Boulevard de Stalingrad hieß) und gehört kirchlich und interessenvereinsmäßig zur „Gare“. Aber der Kataster führt ihn noch immer als Sektion Hollerich der Gemeinde Hollerich, während das wirkliche Hollerich teilweise zu den Sektionen Cessingen und Merl-Süd zählt. Durch die Pfarrei Herz-Jesu geht noch immer ein Trennungstrich: der andere Teil liegt laut Kataster in der Unter-Petruß, und die Schulen gehören zu zwei verschiedenen Sektoren.

Lehrer Charles Thill in der Nilleschule (pardon, Straßburger Straße) hielt noch 1928 darauf, seinen Schülern des 6. Schuljahres nicht nur die deutsche und französische Gram-

matik beizubringen, sondern ihnen auch zu erklären, wie weit sich innerhalb „Großluxemburgs“ die alte Gemeinde Hollerich erstreckte, von der Areler Straße rundherum bis zum Verlorenkost. Boulevard Extérieur, Petrußtal, Zithastrasse, Siegfriedstraße, Bonneweger Straße und die Eisenbahn machten die Grenze gegen die Stadt, derart, daß einige dieser Straßen je nach der Seite nicht nur verschiedenartige Straßenschilder trugen, sondern auch verschiedenartige Gaslaternen aufwiesen. Bis zum Kriege zahlten die Althollericher ihre Gasrechnung nicht an das städtische Gaswerk in der „Piederes“, sondern an das Gaswerk in Hollerich. Das heutige Schlachthaus ist das Hollericher Schlachthaus; von dem alten Bau in Pfaffenthal bei der Hundhausbrücke wissen nur noch die wenigsten. Und wäre nicht in dem zu Belair umgetauften Neumerl die „paroisse chic“ entstanden, deren Schullehrer mitsamt den Merlern zum Sektor Stadt hinüberwechselten, der Hollericher Schulsektor würde noch heute von Merl bis Bonneweg reichen.

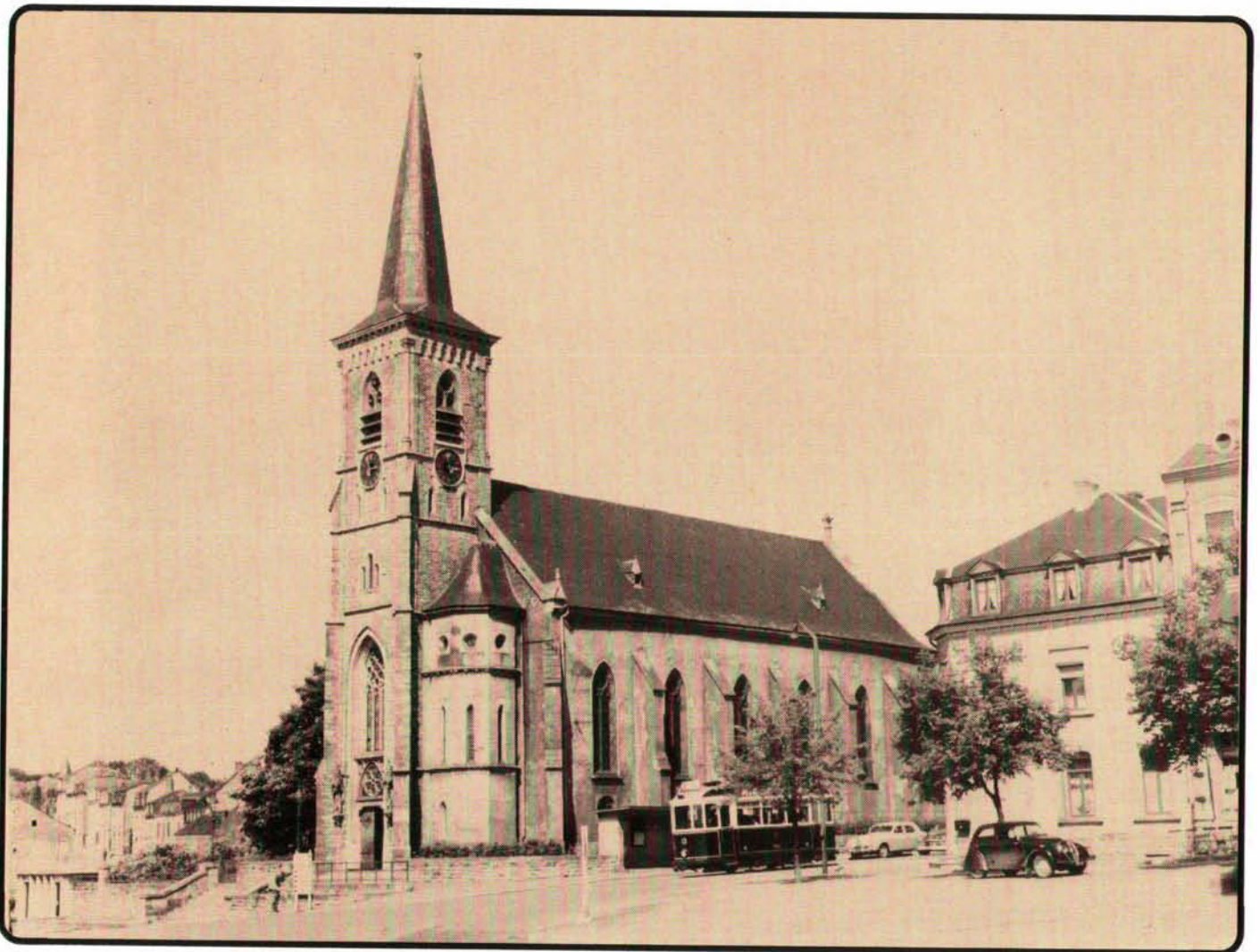
Zur Zeit begeht die Hollericher Pfarrei grosso modo das Jahrtausend ihres Bestehens (in Wirklichkeit bestand sie vielleicht schon vor dem Siegfriedschloß) und ebenso grosso modo das Jahrhundert ihrer jetzigen Kirche. Mit Hilfe der Stadtarchitekten und der Stadtkasse restauriert (wie das bei hundertjährigen



Gebäuden wohl unumgänglich wird), wird sie jetzt endgültig bischöflich eingeweiht. Ringsum aber erstrecken sich die früheren Dependenz: Herz-Jesu (halb), Bonneweg, Gasperich, Cessingen, Merl, Belair und sind allesamt fetter als die Mutterpfarrei. Der Hollericher Pfarrer geht auch nicht mehr, wie einst sein Vorgänger im 17. Jahrhundert, in die Petruß zur Hasenjagd. Er hat mehr und Wichtigeres zu tun, umso-

mehr als er Hollerich nur als Beilage von Belair aus verwaltet. Aber in Hollerich ist er selbständig, wenn auch auf die Hilfe bereitwilliger Amtsbrüder angewiesen.

Zur Zeit, da der eingangs deklarierte 1918^{er} in die Nilleschule ging, hatte Hollerich einen Pfarrer und zwei Vikare. Einer davon ging ab und zu nach Cessingen, der andere wohnte fest in der Joseph-Junck-Straße und amtierte in einem Gotteshaus, das die einen „t Kapellchen“ nannten, die anderen etwas despektierlich „de Ställchen“. Dort lernten wir die Messe dienen, aber nur Lesmessen; Hochämter gab es da keine, wohl aber Andachten. Dort entnahmen wir Kreuz, Rauchfaß und Weihwasserkessel samt Bürste, um schwarz-weiß berockt Begräbnisse sei es zum Glacis, sei es nach Hollerich zu führen, ausnahmsweise nach Fetschenhof (alles zu Fuß, in Prozession dorthin, privat zurück). Sonntags während der Messen standen die Leute gedrängt bis vor die Tür, weshalb das „Ophiewen“ bei den Meßdienern nicht sonderlich beliebt war. Dort gingen wir zum ersten Mal beichten. Zur Kommunion aber kamen wir nach Hollerich, nachdem Pfarrer Kaiffer uns monatelang eigenen Vorbereitungsunterricht in der





„Um Geesseknäppchen“, am Rande der Hollericher Autobahn, schreiten die Arbeiten am neuen Musikkonservatorium zügig voran. Nachdem die Straußfeier bereits am 28. Januar 1983 stattgefunden hatte, sieht der Innenausbau nun seiner letzten Phase entgegen. Die Heizungsanlage ist bereits vollständig installiert, und im Augenblick wird die Fertigstellung des großen Auditoriums in Form eines Amphitheaters ins Auge gefaßt. Die feierliche Eröffnung des für 2.000 Schüler geplanten Konservatoriums ist für Ende 1984 vorgesehen.

Nillesschule erteilt hatte. Die Meßdiener der Kapellchen hatten in ihrem Bereich zu klibberen, für den Karwochengottesdienst in der Pfarrkirche zu Hollerich, morgens und abends. Früh mußte man aufstehen am Karsamstag. Der Gottesdienst begann um halb sieben morgens, die Klibbertour dementsprechend um halb sechs. Noch früher war die Auferstehungsfeier am Ostermorgen um fünf Uhr in Hollerich. Für die aber hatten wir nicht zu klibberen, das taten nur die richtigen Hollericher. Schlimm genug war es schon, wenn man am Ostermorgen in der Dunkelheit unten am „Tip“ plötzlich den großen schwarzen Hund von Medernachs Bumm hinter sich bellend herannahen hörte (oder schien er nur in der Dunkelheit so groß und schwarz und fürchterlich?)

Mitte der zwanziger Jahre kam es zu einer großen Umbenennung der Straßennamen in Großluxemburg. Die Straßen der alten Hollericher Gemeinde waren nachher kaum wiederzuerkennen.

Die Familiennamen der einstigen Grundeigentümer und die Vornamen ihrer Frauen verschwanden von den Schildern, ob sie nun Nilles, Mackel, Feller oder Augustin, Cecile oder Eugenie geheißen hatten. Nur die Glesener behaupteten sich aus ungeklärter Ursache. Der Boulevard de Hollerich wurde zu einem Anhängsel des Boulevard de la Pétrusse.

Dafür wurde die Bahnhofstraße zur Hollericher Straße. „Bahnhofstroos“ hatten die Hollericher gesagt, gleichwie sie „Platzstroos“ für die Rue de la Place, heute Rue Baudouin, sagten. Sogar der Feldchen fand keine Gnade. Die Vereinigten Staaten und Präsident Wilson erbten die freigewordenen, eher schäbigen Wohnzeilen. Auch der Trierer Kurfürst Balduin kam nach Hollerich; nur ist den wenigsten die wahre Identität des Titulars der Rue Baudouin klar geworden. Die jetzt zum Verschwinden verurteilte Rue de Halanzy protzte jahrzehntelang mit einer falschen Rechtschreibung.

Aus der „Rue Gérard“ wurde die „Rue des Girondins“. Daß man in Zeiten der Frankophilie Jaurès und Poincaré, später der Stadt Nancy, in Hollerich Straßennamen widmete, erscheint nicht abwegig, aber in wessen Herzen glühte wohl die Sympathie für jene unglücklichen Halbrevolutionäre, die als „Girondins“ in die Geschichte eingegangen sind? Daß der „Toison d'Or“, dem „Goldenen Vlies“, ausgerechnet neben dem Schlachthaus sinnigerweise eine Straße zubenannt wurde, geschah viel später, erst nach dem zweiten Weltkrieg.

Die alte Hollericher Gemeinde hatte reichlich für Terrain gesorgt. Friedhof, Schlachthaus, Fußballfeld, Turnsaal, Neue Schule, Kinderspielfläche, Kulturzentrum, große und

kleine Vereinslokale haben alle darauf Platz gefunden, die letzteren Objekte an der Stätte, die jahrzehntelang als Lager für die städtische Straßenverwaltung gedient hatte. Diese Tradition wurde weitergeführt, als der neue Gasometer (zwischenzeitlich auch ein neues Gaswerk) und dann die Autobusgarage sich anschlossen.

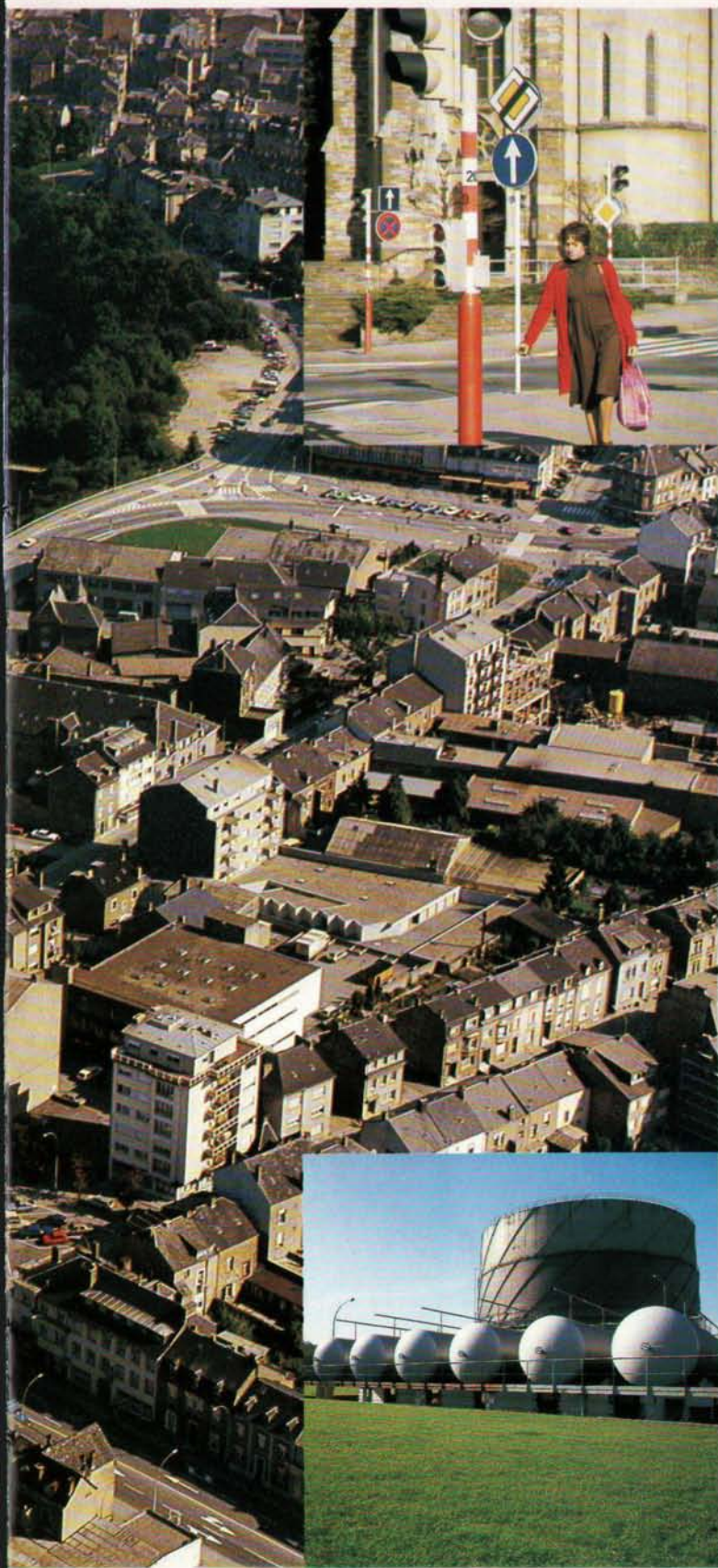
Nur über eins sind die Hollericher nicht froh: daß die staatliche Straßenbauverwaltung das Zentrum ihrer Ortschaft aufgesprengt hat und dorthin ein eigenartiges Straßenkreuzungssignalwerk eingerichtet hat, bei dem die Fußgänger nicht am Rande herum, sondern durch die Mitte überqueren sollen. Es ist nicht bekannt, daß die Stadt sich gegen diesen urbanistischen Unfug stark zur Wehr gesetzt hätte. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Petruß umgelegt und muß jetzt im Winkel von 90 Grad rechtsum kehrtmachen. Dabei wurde sie fast gänzlich zugedeckt, nur besagter Winkel gähnt offen, wohl damit man diese Besonderheit besser betrachten kann.

Immerhin könnte man einiges wiedergutmachen. Wenn die jetzt vorhandene große Heuwiese gegenüber der Kirche, nach Bedeckung jenes winkligen Loches, als neuer Kirmesplatz hergerichtet würde, ringsum von Bäumen umgeben, vielleicht würde dies zur Versöhnung beitragen. Es wäre immerhin besser als jetzt.

Eug. Ram.



Nachkriegs-Hollerich



Es waren für heutige Begriffe Zeiten primitiver Kriegstechnik, als man noch von Bonneweg nach Hollerich umziehen konnte, weil in Bonneweg die Nachbarschaft von Haupt- und Güterbahnhof angesichts der dort gelegentlich niedergehenden alliierten Fliegerbomben als zu ungemütlich empfunden wurde.

Das taten die Erzeuger des Schreibers dieser Zeilen im Sommer 1944, und die Wahl fiel keineswegs auf Hollerich, weil man sich etwa der früheren Einheit dieser beiden Stadtteile des damaligen „Großluxemburg“ noch bewußt gewesen wäre.

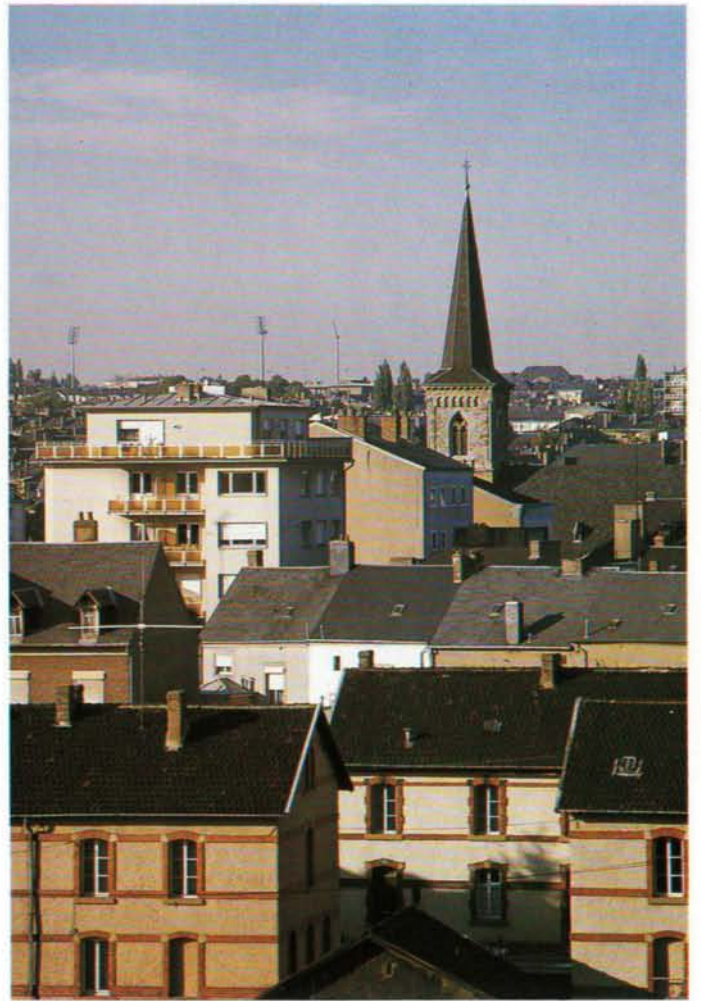
So kurzlebig die Doppelstadt Hollerich-Bonneweg gewesen war, so schnell scheint auch die frühere Existenz der Gemeinde Hollerich im Bewußtsein ihrer Bewohner verschüttet worden zu sein. Ein Zeichen, daß die Eingemeindung im Jahre 1920 wohl einer zwingenden Notwendigkeit entsprach.

Zwar schwärmte im Religionsunterricht Pfarrer Turmes noch immer von der früheren gewaltigen Ausdehnung seiner Pfarrei, von der damals als letztes Anhängsel noch Cessingen blieb, nachdem Gasperich schon 1948 in die Unabhängigkeit entlassen worden war; die frühere Gemeinde Hollerich jedoch, die es an Ausdehnung mit der Pfarrei immerhin aufnehmen konnte, fand nicht einmal im Heimatkunde-Unterricht der fünfziger Jahre mehr Erwähnung.

An frühere Zustände erinnerte nur noch die gute alte Elektrische, die Linie 6, die nicht wie andere Linien radial von und zu einem bestimmten Punkt in der Innenstadt oder zum Hauptbahnhof verlief, sondern von Hollerich durch das Stadtzentrum einen Bogen bis nach Bonneweg beschrieb. Niemand fragte allerdings nach den historischen Ursachen dieses Kuriosums, das auch 1955 mit der Ersetzung des Hollericher Teils der Linie 6 durch Autobusse ein Ende nahm.

In der Tat war in jener Zeit ein neues Hollerich im Werden, das sich wegwandte von den verlorenen Gebieten östlich und südlich – wo sich ein eigenes lokales Bewußtsein herausbildete – und das in den langwierigen Prozeß der Integrierung der Neubaugebiete westlich der Escher Straße zwischen Kirche und „Konviktsmauer“ trat.

Das ging keineswegs von selbst. Zwischen Alt- und Neu-Hollerich klappte nämlich eine gehörige Fläche Ödland. Zwar war die neue Schule schon in den dreißiger Jahren an den Rand des Neubaugebietes gesetzt worden, doch schob gerade sie, zusammen mit dem Fußballfeld des C.S. Hollerich, einen unbewohnten Riegel zwischen die beiden Ortsteile. Und als sei es damit nicht genug, hatte die Gemeinde ausgerechnet diesen Ort ausgesucht, um Dampfwalzen abzustellen und Straßenschotter hin-



zukippen. Sehr zum Ärger von manchem Hollericher, der darin eine typische Diskriminierung kolonisierter Gebiete durch die neue Herrschaft erblicken mochte.

Aber auch die Sozialstruktur der beiden Ortsteile war verschieden. War Alt-Hollerich vorwiegend Heimstatt einer fleißigen Arbeiterschaft, so ließen sich in den Neubaugebieten hauptsächlich Angehörige des schnell wachsenden Verwaltungssektors nieder.

Und während die Ersteren die Neuzugezogenen – deren Damen am Sonntag in schicken Mänteln und komischen Hüten zur Kirche schritten – mit mißtrauischen Blicken beäugten, hatten letztere manchmal Schwierigkeiten mit der Angabe des Namens ihres Wohnortes. Man wohnte keineswegs in Hollerich, bewahre, man wohnte vielmehr im „Quartier Giorgetti“, oder in „Neumerl“.

Doch wo Menschen auf einem Raum zusammenleben, tun sie am besten, sich über kurz oder lang zu friedlicher Koexistenz zusammenzufinden, aus der eine fruchtbringende Zusammenarbeit zur Lösung der gemeinsamen Probleme und Sorgen werden kann. Nicht anders in Hollerich. „Alte“ und „neue“ Hollericher – oder zumindest ihre Kinder – besuchten die gleiche Schule, fanden



sich in den gleichen Vereinen zusammen. Hinzu kam, daß der neue Ortsteil – wie das für Neubaugebiete leider typisch ist – nur wenige solcher „sozialen Einrichtungen“ aufzuweisen hatte, zu denen wir beispielsweise Gastwirtschaften zählen, so daß die „neuen“ Hollericher sich nach Alt-Hollerich begeben mußten, wollten sie Geselligkeit pflegen.

Aber auch vor Ort tat sich etwas. Die beharrlichen Bemühungen des Interessenvereins trugen ihre Früchte. Mitte der sechziger Jahre verschwanden die Gemeindedepots, ein Kulturzentrum trat an die Stelle der Dampfwalzen und ersetzte in seiner Funktion auch vorteilhaft den

„Léiwekeller“, der bis dahin als Veranstaltungsraum gedient hatte, mittlerweile aber baufällig geworden war.

Das Kohle-Gaswerk hörte auf zu qualmen und wurde durch die kurzlebige Cracking-Anlage in den Merler Wiesen ersetzt. In die alte Schule an der Escher Straße wurde manche Million investiert, um den Vereinen eine würdige Unterkunft zu geben. Hier wurde sogar – ein Beweis, daß Hollerich wieder als vollwertiger Stadtteil angesehen wurde –, ein örtliches Polizeikommissariat eingerichtet.

Ein langgehegter Wunsch der Bevölkerung ging mit der Eröffnung einer Apotheke in Erfüllung. Jene Apotheke, die Hollerich gesetzlich zustand, war nämlich während des Krieges zum Straßburger Platz abgewandert, der jetzt nicht mehr als zur Ortschaft gehörig empfunden wurde.

Auch andere bekundeten ihr Vertrauen in den Stadtteil Hollerich, und zwar solche, von denen man gemeinhin annimmt, daß sie wissen, was sie tun: die Bankiers. Gleich zwei Großbanken eröffneten Zweigstellen auf dem Peter und Paul-Platz.

Die Streckenführung der städtischen Verkehrsbetriebe bestätigte die wiedergefundene organische Einheit eines Stadtviertels. Nach man-

chem Hin und Her hatte die Hollericher Linie der städtischen Busse endlich eine feste Nummer erhalten: die Acht. Aber während die Straßenbahn noch, am „Heentze-Park“ vorbei, die Escher Straße hinauf- und hinabgezuckelt war, wurde die Streckenführung der neuen Bus-Linie fast bei jeder grundlegenden Fahrplan-Änderung weiter nach Westen verlegt. Und jene wenigen, die immer noch behaupteten, sie wohnten in „Neumerl“, wurden durch die Aufschrift der halbstündlich vorbeifahrenden blau-gelben Fahrzeuge Lügen gestraft. Nach Amputation und Auswuchs hatte Hollerich ein neues Gleichgewicht gefunden.

Doch nichts bleibt, wie es ist, alles ist in stetem Wandel begriffen. Die Notwendigkeit des Baus einer Autobahn zwischen der Hauptstadt und der Minnettemetropole Esch sollte nachhaltige Auswirkungen auf den Stadtteil Hollerich haben.

Hollerich wurde nun zum Exerzierfeld der Autobahnbauer. Ihrem Reißbrett und ihrem Zeichenstift fiel das gesamte historische Zentrum zum Opfer, ebenso die Reste des alten Gaswerks und ganze Straßen zwischen Gaswerk und Friedhof.

Die eben renovierte alte Schule wurde abgetragen, das örtliche Polizeikommissariat siedelte in das neuerrichtete Zentralkommissariat in der Glesenerstraße über – 50 Meter entfernt von jener Apotheke, die Hollerich ehemals geraubt worden war! Zwar wurde die Kirche im Dorf gelassen, dafür aber mit zwei Schnellstraßen umrahmt.

Hollerich ist jetzt wieder in zwei Teile getrennt. Der neue Riegel zwischen den beiden Teilen, zwei Arme einer Autobahn, ist für den Fußgänger nahezu unpassierbar.

Man sollte nicht zu streng sein mit den Autobahnbauern von damals, ihre damaligen Taten nicht mit

dem Maßstab messen, der heute Gültigkeit hat. Vor 20 Jahren noch wurde der Fortschritt vielfach gleichgesetzt mit der Zerstörung des Alten. Heute hat sich die richtige Erkenntnis Bahn bereitet, daß der wahre Fortschritt in der schöpferischen Verbindung des historisch Gewachsenen mit den neuesten Erkenntnissen und Erfordernissen der wissenschaftlich-technischen Entwicklung besteht. Auf dem Gebiet des luxemburgischen Autobahnbaus dürfte das negative Beispiel Hollerich wertvolle Denkanstöße geliefert haben.

Aber noch ist nichts endgültig verloren. Das Zusammengehörigkeitsgefühl der Hollericher ist ungeboren. Diese verlangen aber als unmittelbar Betroffene, auf demokratische Weise gehört zu werden, wenn Entscheidungen über die Verwendung jenes neuen Ödlandes anstehen, das sich dort erstreckt, wo früher das Herz ihrer Ortschaft schlug.

Viele meinen, Hollerich habe dem Automobil genug Tribut gezahlt. Ein Riesenparkplatz an der Stelle ihres früheren Ortszentrums kommt für sie jedenfalls nicht in Betracht.

Jo Muttergé



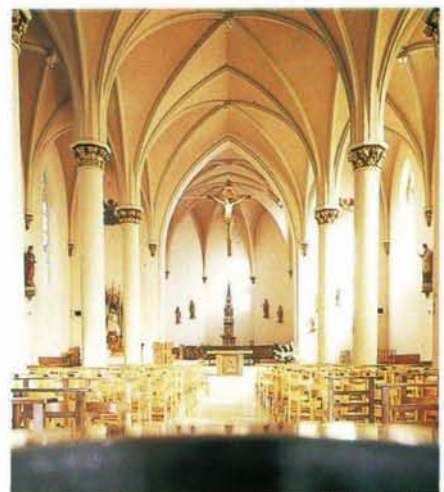
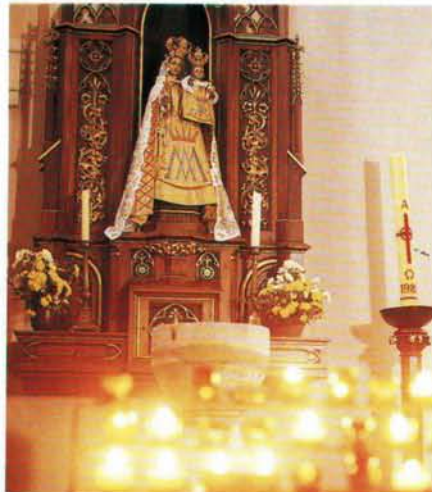
Mutterkirche Hollerich

Die erste urkundliche Erwähnung von Hollerich geht auf das Jahr 983 zurück. Wohl wurde dieses Datum für die 1000-Jahrfeier zurückbehalten, die im Oktober dieses Jahres begangen wurde, doch ist die Pfarrei zweifelsohne älter.

Hollerich gehörte einst zu den ausgedehntesten Kirchspielen der Diözese. Der Auflösungsprozeß der Mutterkirche setzte 1797 ein, in welchem Jahr sich Merl von dem jahrhundertalten Pfarrbund losriß. In der Folge wurde mit der Abtrennung eines Teils des Rollingergrunds (1843), von Bonneweg (1897), des Bahnhofsviertels (1932), von Gasperich (1947) und Cessingen (1959) der Pfarrsprengel weiter dezimiert.

Die heutige Pfarrkirche wurde in den Jahren 1872/1873 nach den Plänen des Staatsarchitekten Charles Arendt erbaut. Unter Pfarrer Jean Kaiffer war 1920 eine Ausmalung des Chorraumes durch den bekannten Elvinger Künstler Nicolas Brücher erfolgt, die aber bei der ersten von Pfarrer Mathias Turmes vorgenommenen Restaurierung bedauerlicherweise supprimiert wurde.

Pfarrer Marcel Calmes, der im Herbst 1978 mit der Verwaltung der Pfarrei Hollerich beauftragt wurde, leitete die komplette Erneuerung des 110 Jahre alten Gotteshauses ein, die den Richtlinien des 2. Vatikanischen Konzils angepaßt wurde und die als durchaus geglückt bezeichnet werden kann.



Op der Hollerecher Gare

„18. Oktober 1942. Hollerech-Gare gesäit e Menschenoplaf wéi nach ni zënter hirem Bestoen. Vun der Gare, – de Millewee erof, – Hollerech erop, de Gaasperecher Bierg erof kommen eng Onmass Leit.

Vill Jongen mat schwéiere Wallissen, mat verbassene Gesiichter, mä stolz a nach all ongebrach . . .

D’Pappen si bei hinnen. Si schwätze vill an haart a suckelen nervös un hiren Zigaretten . . .



D’Mamme Kräischen.

D’Schwëstere zerkëssen hir Bridder a luussen iwert d’Schëller no hirem Kolleg.

Den eidelen Zuch leeft eran, mat Dënnegréngs gerëscht, mat Fändelen iwwerséit. Keng rout-wäissblo. Neen! Déi woren an onsen Hierzer an an onsen Täschen.

Voll bluddrout Fändelen hänkt den Zuch. Am roude Fong e wäisse Fleck, doranner dat verhaasst krommt Kräiz . . .”

So beschreift der ehemalige Luxemburger Zwangsrekrutierte Lucien Medernach in seinem Buch „Vu Lëtzebuerg op Lëtzebuerg“ den Tag des Abschieds am Hollericher Bahnhof, als er zusammen mit vielen Altersgenossen die Reise an die Front antreten mußte.

Im September 1942 war dieser kleine Bahnhof bereits von der deutschen Besatzungsmacht als Auffangstelle und Ausgangspunkt für die Deportationen auserkoren worden, wohl wegen seiner unauffälligen Situierung: Derartige Transporte ließen sich hier viel diskreter durchführen als am Luxemburger Hauptbahnhof.

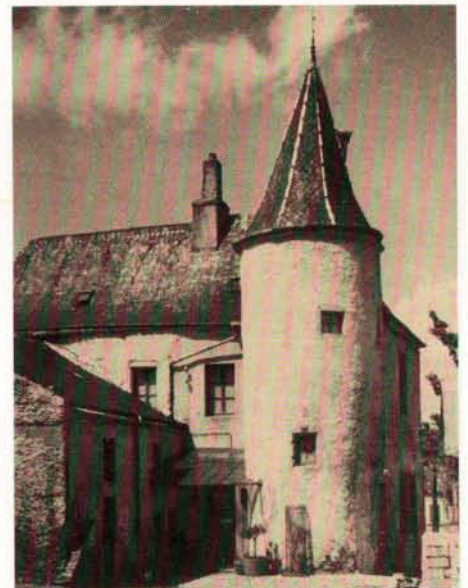
An die 4.200 Luxemburger sah dieser kleine Bahnhof den Weg in die ostdeutsche Fremde antreten. Viele von ihnen sollten die Heimat nicht mehr wiedersehen.

Das Sieweschléiferhaus

Das sagenumwobene, aus dem Jahre 1568 datierende „Sieweschléiferhaus“ in Hollerich, das vermutlich auf den Trümmern einer mittelalterlichen Tiefburg oder eines Herrnsitzes errichtet wurde. Nach dem Umbau hat das Haus, dessen Treppenturm und gewölbte Küche eine Sehenswürdigkeit bildeten, sein schloßartiges Aussehen vollkommen eingebüßt. Nicht weit von diesem Haus entfernt, zehn Meter unterhalb der Brücke über die Petruß, nahe der Pfarrkirche von Hollerich, war bis etwa 1920 ein Steinrelief euf einem Felsen sichtbar, das die Siebenschläfer darstellte, d.h. die sieben Kinder, von denen in nachstehender Sage die Rede geht:

„Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts wohnte zu Hollerich eine arme Witwe mit sieben Kindern, für die sie nur mit der größten Mühe das tägliche Brot beibrachte. Als sie eines Abends trostlos nach Hause kam und ihre sieben Kinder in tiefem Schlaf sah, ward sie bei dem Gedanken an ihre bedrängte Lage von Verzweiflung ergriffen und rief: «O, möchten Sie nur ewig so bleiben!» Und siehe, die Kinder erwachten nicht mehr. Man legte sie in ein gemeinsames Grab und brachte an demselben einen Stein an mit der Abbildung von sieben schlafenden Kindern. Der Stein, auf dem die sieben Figuren zu sehen waren, und der sich unterhalb der Brücke an des Baches rechter Uferwand befand, ist seit ungefähr dreißig Jahren verschwunden“.

Ohne Nikolaus Welters Gedicht „Die Siebenschläfer von Hollerich“ wäre von der Legende seit langem nichts mehr übrig.



Iirgendeppes as geschitt

Iirgendeppes as mat denen Dauwe lass. Hutt Dir schon's Dauwe mat-sen an enger Wiss gesi sëtzen? Ech hätt et och nët gegleeft, mä ech kann Iech se weisen, ech fueren all Dag laanscht déi Wiss. Iirgendeppes stëmmt do nët.

Viru Jore stoungen hei Haiser. An eng Wiirtschaft. An e Schapp hannert der Wiirtschaft. Op deem séngem Dag souzen se deemoos. Wann ee laanscht gefuer as, hätt ee bal gemengt, deen Daach wir sou gro mat Leë gedeckt, mä 't waren d'Dauwen, déi hei hire Staminet haten.

Vun do waren et nëmme e puer Flilleksschléi bis erof virun d'Wiirtschaft odder bis bei déi kleng Al vun der Maartplaz; odder bis an de Klackentur, wou di grouss Auer geschafft a gekleit a geschlon huet.

Hanne beim Schapp goufe mueres d'Uerze vun deene Leit aus-gestreet, déi den Owend virun dem Minna séng Hamen- odder Gekachtekéissschmier geschmaacht haten. Di kleng Al vun der Plaz hat och de Wanter eppes am Schiertech fir ze streën. A vum Klackentur huet een nëmme brauchen d'Flilleken auserneezeman, dann as ee vum selwen um Schappendaach gelant. Da

woussten d'Leit, elo schléit d'Auer gläich, d'Dauwe man sech aus dem Stéps. Déi Schléi halen se nët aus. Mä fénnef Minutten drop souzen se nees am Klackestull, déi eng odder aner seger op engem Zär.

An du goug, enges Daags d'Welt ënner. Maschine wéi Panzer koumen. D'Wiirtschaft, d'Haiser, de Schapp sin an e Koup getrollt, a kee wouss, wat dat géif. D'Dauwen am mannsten. D'Leit stoungen op der Strooss an hun nogekuckt, wéi se hiren Eck méi schéi gemaach hun.

Mä laang stoungen se nët do. Se hun hinnen nei Stroossen ënner d'Féiss gegoss, an déi waren nët fir eng Kosettchen drop ze halen. Aus allen Ecke koumen d'Autoë geschoss, wéi wann se sech hei Rendez-vous gin hätten. Eng Hamen- oder Gekachtekéissschmier gouf et jo awer keng méi hei.

Eng Zäit laang souzen d'Dauwen nach um Kiirchendaach an am Tur. Mä hire Schapp koum nët méi dohin. Déi Al mam Schiertech huet sech nët méi gewisen, a wéi dat ganz sécher war, huet een d'Dauwe vun engem Dag op deen aneren nët méi gesinn. Se sin an d'Stad erop, huet et geheescht.

Iirgendeppes as mat de Leit lass. Hei wou d'Dauwen um Schapp souzen a wou d'Leit hire Béier gedronk hun, weist keen sech méi. D'Stroosse sin, wéi gesot, fonkelnei a breet, mä 't wëllt kee méi driwwer. Déi, déi di aner Säit vun der Baach wunnen, komme kaum nach bis erop, an ëmgedréit as och gefuer. 'T mengt ee bal, 't misst een do bleiwen, wou ee gebuer as, déi Säit odder dës Säit.

'T versteet een dat nët. Wéi alles fäerdeg war, hun se dach déi grouss Wiss ugeséit; 't as well vu fäitem eng Gellecht fir drop lass ze fueren. An och de Kiirchtuurm wénkt engem op zwee Kilometer.

Wéinstens d'Kanner missten op där Wiss doheem sin a spillen, hätt ee geduecht; déi vun déi Säit an déi vun dës Säit. Sou léiren se sech jo iwerhaapt nët méi kennen!

A firwat picknicken déi Grouss nët drop? Déi, déi soss hei hir Hamen- oder Gekachtekéissschmier giess hun? Dee ganze laange, waarme Summer huet ee keng Séil drop gesinn; fir Maargreidercher ze plécken odder einfach an der Sonn ze leien. Wat as lass? Wiem bauen se schon's sou eng Wiss dohinner?

Iirgendeppes as mat deenen Dauwe lass. Nët mat deenen Alen, dat hei si schon hir Jong; di Al sin agang. An der Stad son se. Un der Stad son se. Mä di Jong hei hun eppes am Blut. Eppes as lass.

Soss séizen déi nët op eemol nees do, wou denen alen hire Schapp stoung; soss séizen se nët matzen an där Wiss. Keng Dauf mécht dat anerwäerts.

Mengt awer nët, se géifen och nees an de Klackentur fléien, op den Zäre vun der Auer klunschen! 'T muss eppes sin, wat se do stéiert. 'T as eppes anescht wéi dat, wat di Al hinne verzielt haten.

Gëschter as mer agefall, u wat et kënt leien: Aus dem Tur fale keng Klackeschléi méi; d'Zeeche fir erof-zefléien as gestuerwen. D'Auer as stoëbliwwen, 't wees kee genee, wéini.

'T muss geschitt sin, wéi se d'Zären eng Stonn wollte virréckelen; wéi di nei Zäit agestallt gouf.

'T as de Leit och egal. Se këmmen sech nët méi drëm. Déi déi Säit nët an déi dës Säit och nët.

'T as nët nëmme eppes mat den Dauwe geschitt.

josy braun



LA VILLE ET SON PASSÉ RÉCENT

Le Centre du Convict épiscopal: t'Boulette

Le Centre du Convict épiscopal de Luxembourg est une invention et une réalisation du XIX^e siècle. En 1869 la première pierre fut posée sous l'égide de l'évêque Adames par les architectes François Eydt (1808-1884) et Pierre Funck (1846-1932) pour créer le premier grand internat d'élèves de l'Athénée Royal Grand-Ducal situé alors dans les locaux de l'ancien collège des Jésuites qui abrite aujourd'hui la Bibliothèque nationale. Cette maison de jeunes (évidemment de sexe masculin) qui abritait jusqu'à trois cents lits, a coûté en son temps 18.000 francs or et fut à l'origine de la création de la société Maria Rheinsheim (quelques doutes subtils non encore vérifiés dans les Archives subsistent sur ce point précis).

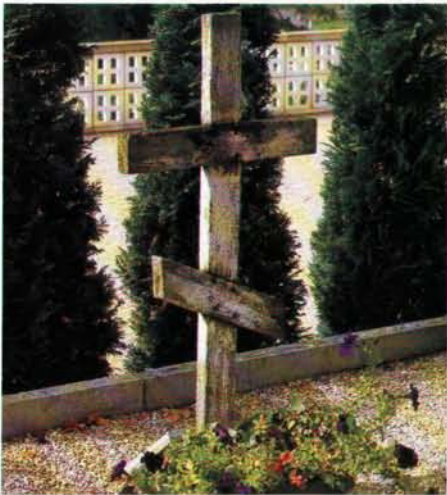
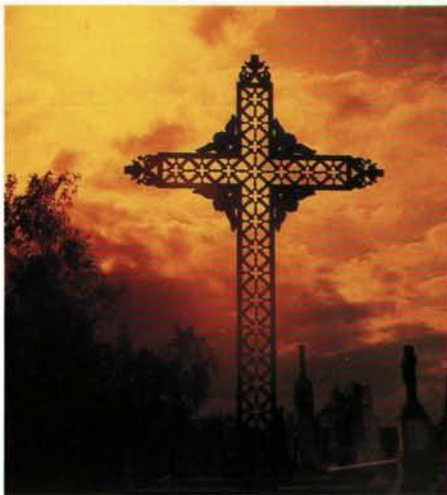
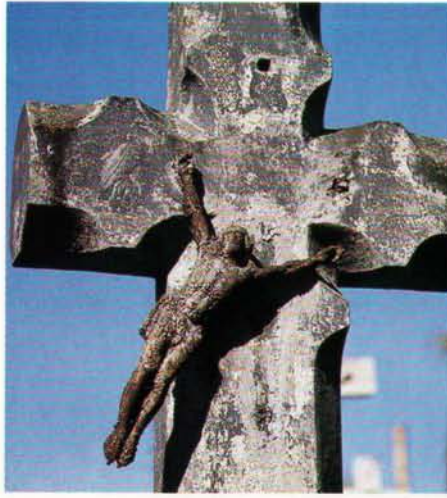
Le Convict épiscopal, connu dans tout le pays par son nom de Boulette, logea des étudiants venus des quatre coins du pays, de père en fils. La fierté des "Boulettaaner" reste jusqu'à nos jours symbolique. Il existe toujours une Amicale très active des Anciens du Convict.

En 1959 les premiers travaux de transformations furent entrepris par l'adjonction d'une chapelle.

En 1965 le nouveau Centre du Convict sous la direction de l'architecte Georges Reuter ouvrit ses portes offrant à cent jeunes élèves tout le confort moderne. Le complexe nouvellement créé comporte en plus de l'internat des locaux de réunion, voire même un restaurant ouvert au public, le "Marronnier", et . . . que voulez-vous l'humour l'emporte toujours avec moi . . . une Via Appia d'un aspect fort douteux sur le goût d'un architecte qui se veut jeune.

Un passé récent qui a des racines profondes dans le domaine de l'identité culturelle de notre pays.





Die Abwaschbarkeit unserer Gräber

„Bei so enormer Produktion ist der einzelne Tod nicht so gut ausgeführt, aber darauf kommt es auch nicht an. Die Masse macht es. Wer gibt heute noch etwas für einen gut ausgearbeiteten Tod? Sogar die Reichen, die es sich doch leisten könnten, ausführlich zu sterben, fangen an, nachlässig und gleichgültig zu werden; der Wunsch, einen eigenen Tod zu haben, er wird immer seltener. Eine Weile noch, und er wird ebenso selten sein wie ein eigenes Leben.“

R. M. Rilke, *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*, 1912

Eine entfernte Verwandte, seit einigen Jahren Witwe, entwickelt alljährlich, wenn die ersten Sonnenstrahlen den Frühling ankündigen, eine hektische Aktivität.

Nachdem sie mit ungebrochener Energie ihre ohnehin stets blitzsaubere Etagenwohnung mit allerlei von der Werbung angepriesenen Putzmitteln der unumgänglichen „Fréijoersbotz“ unterzogen hat, pilgert sie mit Eimer und Scheuerlappen in jenes stille Viertel der Kleinstadt, in dem, wie es so schön heißt, die Toten zur letzten Ruhe gebettet werden.

Von Ruhe kann in dieser Jahreszeit, genau wie in den Wochen vor dem ersten November, allerdings kaum die Rede sein, denn unsere liebe Frau Saubermann ist beileibe kein Einzelfall: kaum eines der stromlinienförmigen, schwarz-grauen Marmorgräber, die in Reih und Glied die Kieswege säumen und so austauschbar sind wie benzinsparende Kleinwagen auf dem Parkplatz eines Großkaufhauses, wird verschont.

Mit derselben Sorgfalt, mit der diese Frauen zu Hause Küchenfliesen und Badezimmern ihren strengen Glanz angedeihen lassen, wird die Fassade des für die Ewigkeit bestimmten Eigenheimes gepflegt und gewienert, gebohnt und abgerieben, bis der gewohnte Chemikalien-duft des „porentief Reinen“ den Friedhof umhüllt wie ein Desinfektionsmittel.

In einer Gesellschaft, die blinden Fortschrittsglauben, Rationalisierung und Funktionalität als einzige und alleingültige Werte gelten läßt, wo soll da noch Platz sein für einen menschenwürdigen Totenkult, wie er früher bei uns und heute noch in weniger „zivilisierten“ Ländern als eine selbstverständliche Huldigung

der Lebenden an die Verstorbenen praktiziert wird?

Man braucht nur unsere „neuen“ Friedhöfe hierzulande mit den Grabstätten unserer Vorfahren zu vergleichen – bei jenen, die im Laufe der Jahre ausgebaut und vergrößert wurden, fällt der Unterschied am meisten auf –, um festzustellen, daß dieser falsch verstandene Fortschritt auch vor unseren letzten Ruhestätten nicht haltmacht.

Wo früher solides handwerkliches Können und oft sogar echte künstlerische Kreativität dafür Sorge trugen, daß aus Steinen aus unserer



Grabmal aus Junglinster

Gegend Grabstätten und Kreuze entstanden, die der Kulturgeschichte des Landes und der Identität der Toten Rechnung trugen, da regiert heute das Unpersönliche, das Abwaschbare und Pflegeleichte.

Die Grabplatten aus italienischem Marmor, einem Material, das

sich bei uns so anheimelnd ausnimmt wie die Fassaden der ausländischen Banken, sind industriell vorgeformt, geschmacklos und teuer.

Genau wie unsere modernen Wohnblocks, wo die individuellen Appartements von außen bestenfalls noch an Gardinen und Zimmerpflanzen voneinander zu unterscheiden sind, sind die meisten Luxemburger Friedhöfe dieser Art von „Fabrikfleiß“ unserer Zeit zum Opfer gefallen.

In dieser fatalen Entwicklung liegt natürlich eine zwingende Logik. In jeder Epoche, so zeigt die Kulturgeschichte, entspricht der Totenkult dem jeweils herrschenden Zeitgeist, und die Friedhofsornamente und Grabinschriften legen davon ein beredtes Zeugnis ab.

Unsere Leistungsgesellschaft, die Alter und Tod schon lange tabuisiert und sie in der Regel der kalten Elektronik unserer Polykliniken überläßt, hat also nur die Gräber, die sie verdient.

Immerhin bleibt die Hoffnung, daß der seit Jahren immer stärker werdende Trend der Rückbesinnung auf menschliche und menschenwürdige Architektur und Lebensgestaltung auch einmal jene scheinbar unbelehrbaren Verfechter einer Gesellschaftsordnung zum Umdenken zwingt, die am liebsten die ganze Welt in einen blitzsauberen und rationell funktionierenden Supermarkt verwandeln möchten.

Mit einer Humanisierung unserer Umwelt und unserer Lebensgewohnheiten würde zweifellos auch unser Verhältnis zum Tode wieder natürlich und unverkrampft, und unsere Friedhöfe wären wieder das, was sie einmal waren: friedliche und harmonische Stätten der Besinnlichkeit.

René Clesse

Ma ville et ses beautés cachées

Rue de la Boucherie

Fläschirgaass

En cette fin de 1983 la rue de la Boucherie est pour l'automobiliste qui veut entrer dans la ville par la montée de Clausen le lieu du désespoir total. Il a beau crier, hurler, claxonner, il passera dans la ruelle son petit quart d'heure. Vers cinq et six heures du soir, par beau temps, la rue sera poussiéreuse et désagréable, parce qu'elle aura dû recueillir toute la journée les gaz d'échappement des petites voitures nerveuses, des gros camions, des corbillards même. On est à se demander à cinq heures du soir, alors qu'il fait déjà sombre, si les visages renfrognés des chauffeurs, qui n'ouvrent la bouche que pour vitupérer, n'exhalent point aussi de la poussière ou n'éjectent



homme qui adorait la rue dans laquelle il vivait et qui avait restauré avec amour sa façade en faïences de Modern Style, une des plus belles qui existe en Ville. Mais comme par un enchantement un jeune libraire est venu s'installer dans une de ces échoppes étroites. Cette petite librairie remplit absolument une lacune qui existe depuis belle lurette. Son intérieur est tellement accueillant et attrayant qu'il fait le ravissement des intellectuels qui aiment encore rêver doucement dans le calme. Il m'est d'avis que la conception de cette sorte de boutique-échoppe attirant jeunes et âgés est une des formes de commerce proche de l'artisanat d'art qui contribuerait essen-



point au piéton qui aurait envie de lancer un coup d'oeil lent et long sur les façades une menace de déguerpir. Déguerpir, terme admirablement déconcertant pour le pauvre citoyen et infiniment chéri par les hommes de loi qui ne savent pas que ce petit mot peut agir comme une flèche et faire très mal.

La rue de la Boucherie, par un dimanche matin ensoleillé, par un dimanche après-midi bien froid, est de toute beauté et elle se pare ce jour-là de presque tous ses charmes sauf évidemment celui de son animation commerçante. Et les commerçants de cette rue ont un sourire malicieux et complice quand ils vous accueillent. La seule boucherie restée dans cette forte montée vers la ville est encore dans la tradition de la Vieille Ville. Le patron et la patronne vous y reçoivent comme des amis de longue date. Dans les épiceries, les pâtisseries, nul besoin de hâte, de stress. Le brin de causette est encore au bout des lèvres. C'est une rue commerçante à sa façon. Non point désireuse de se mettre à la dernière mode en essayant de devenir impersonnelle. Elle a perdu il y a quelques années un commerce dynamique et beau qui lui manque aujourd'hui et que les accoutumés regrettent infiniment, c'est la pharmacie du Cygne, disparue à la mort de son patron, comme si elle n'avait pas su survivre à sa peine de voir disparaître un





tiellement à la survie de la rue de la Boucherie.

Si j'insiste sur les vitrines des commerçants, c'est qu'elles sont à la hauteur des yeux des chauffeurs grognards et qu'un regard à gauche ou bien un regard à droite durant le petit quart d'heure qu'ils y passent en file les rendrait peut-être souriants. Enfin, lorsqu'après la longue attente dans la montée ils espèrent pouvoir sortir dans la rue du Marché-aux-Herbes, il leur reste souvent trois minutes qui suffiraient à se faire inviter au "Lentzen Eck" rénové dont non seulement la façade est accueillante, mais le bistro très agréable.

Pour le piéton, cette rue pourrait constituer l'équivalent d'une leçon d'histoire ou bien d'histoire de l'art. Il suffit de soulever un peu la tête et de promener le regard sur les façades. Evidemment on essaye de s'arrêter et on risque bien sûr de se faire bousculer et de s'entendre dire de ces choses peu tendres. Mais il n'y a pas de pardon, oserais-je dire, pour le citoyen de Luxembourg ne connaissant point la richesse et la variété de ces façades et ne reconnaissant pas combien d'efforts ont été effectués dans ce secteur tant par les responsables des services de la Commune que par ceux du Service des Sites et Monuments nationaux. Chaque façade reflète une histoire vécue, une époque donnée. Il n'est qu'à voir les restaurations effectuées dans la maison 11 appartenant maintenant au Musée de l'Etat pour rester perplexe. Que veulent dire ces arcades et ces indications de niveaux différents? Cette rue n'aurait-elle pas été de tout temps comme elle l'est aujourd'hui? Le moment de perplexité passé, je vous conseille de vous procurer l'histoire de la construction de la ville (Baugeschichte der Stadt und Festung Luxemburg) par J.-P. Koltz ou peut-être de vous promener avec l'auteur lui-même dans ce coin particulier de la ville, et vous retrouverez une étape passionnante de cette fortification de Luxembourg qui n'aime pas étaler ses secrets au grand jour mais qui se fait découvrir lentement, point par point, rue par rue. Connaissez-vous cette statue ancienne

dans une petite niche au-dessus de la maison dite "Gölle Klack"? Connaissez-vous le passé ou avez-vous déjà entendu des rumeurs sur l'avenir de la même "Gölle Klack"?

Avez-vous remarqué que la statue de saint Christophore qui se trouve dans une niche au-dessus des devantures des maisons 14 et 16 a été enlevée lors des travaux de restauration et replacée en son lieu initial après avoir été revêtue de coloris chatoyants? J'ai été frappée par le nombre de gens qui traversent régulièrement la Vieille Ville et qui prétendent bien la connaître n'ayant point remarqué cette transformation et donc ne se sont point rendu compte des efforts qui sont faits tant par le Ministère des Affaires Culturelles que par la Ville de Luxembourg pour ranimer la Vieille Ville, l'enjoliver, lui enlever le caractère un peu suffocant qui se ressent très fort dans la plus intéressante rue de la ville étant donné le trafic qu'elle n'arrive pas à supporter. Mais vu que les travaux du tunnel souterrain vont bon train, la rue attend avec patience et conseille aux chauffeurs qui y passent dix ou quinze minutes à les consacrer à ses beautés.

La rue de la Boucherie a été de tous les temps une rue fort étroite dans laquelle les citoyens avaient des difficultés à se déplacer. Là où l'on s'en va aujourd'hui acheter les bottes d'hiver -

chez Gilly - se trouvait autrefois la halle de vente des bouchers et des boulangers. Il n'est pas étonnant de retrouver dans des petites villes médiévales deux corps de métiers se partageant un seul toit.

En 1963 lors des festivités du Millénaire de la Fortification, la Ville de Luxembourg fit de gros efforts pour rendre un peu son cachet ancien à cette rue et elle émit un concours d'artistes pour recréer des enseignes adéquates aux principales maisons commerçantes. L'une des plus belles fut sans doute celle de la pharmacie du Cygne réalisée par Maggy Stein et Jim Georg, mais qui a malencontreusement disparue au profit d'une espèce d'oiseau en fer forgé pas très convaincante.

La chose la plus laide de la rue? Son éclairage! Il faut y regarder à deux fois pour le croire. Peut-être pourrions-nous lancer une nouvelle année du patrimoine ou bien une fête de la Vieille Ville pour le remplacer dare-dare? Pourquoi ne le changerait-on pas tout bonnement à l'occasion de la prochaine fête nationale? Il faut prendre les occasions quand elles se présentent.

Blanche Weicherding-Goergen





Batty fährt Busabfuhrlöschwaggon

Weil sie die konsequenten Bemühungen der Stadtväter zur Aufwertung der öffentlichen Transportmittel würdigen möchte, beschließt die Familie Zimmer-Kummer aus Luxemburg-Neudorf, fortan die städtischen Autobusse in Beschlag zu nehmen. Als ein zwar skeptischer, aber dennoch vorurteilsfreier Mensch ist Batty Zimmer-Kummer ohnedies neugierig auf die einschneidenden und durchaus revolutionären Rationalisierungsmaßnahmen, die der Staat und die Gemeinde dekretiert haben, um dem hauptstädtischen Busdienst und überhaupt dem öffentlichen Transportwesen aus den roten Zahlen zu verhelfen und somit das Busfahren attraktiver zu gestalten. Zwar gibt es immer wieder unverbesserliche Nörgler, die an den vom Gemeinderat verfügbaren Fahrpreiserhöhungen nur das Negative sehen und gleich klassenkämpferische Töne spucken, wenn sie etwas tiefer in die Tasche greifen müssen, doch kann ja wohl kein Zweifel bestehen, daß die ganze Neuordnung des Busdienstes nicht nur eine Vielzahl nie dagewesener Service-Möglichkeiten mit sich gebracht hat. Darüber hinaus ist das Busfahren jetzt zu einer überaus selekten Art der Fortbewegung und zur Glückssache geworden. Wer es fertigbringt, angesichts der kunst- und liebevoll gestalteten Fahrpläne und der Einbeziehung privater Fuhrunternehmer in den gemeindeeigenen Personentransport zu beliebiger Stunde einen Bus zu erwischen, der darf sich folglich als Glücksmensch betrachten und gehört sozusagen zur Elite.

Bei den Zimmer-Kummers zuhause hat es natürlich Gejammer und Krach gegeben, als es darum ging, das Auto, eine funkelneue Wartburg mit Düsenantrieb, Schleudersitz, elektronischer Benzineinspritzung, Mikrowellenherd und heizbarem Rückspiegel, unter der Hand an einen geschäftstüchtigen Gebrauchtwagenhändler für die Hälfte des Kaufpreises zu verschachern. Aber schließlich hat bei Battys Frau Marguerite, bei Großmutter Amelie Kummer-Keller, bei den beiden Kindern Steve und Iris sowie beim Meerschweinchen Emil doch noch die Vernunft gesiegt. Die Fami-

lie mußte einsehen, daß man nicht auf zwei Hochzeiten gleichzeitig tanzen kann. „Wenn wir uns den Luxus leisten und Bus fahren, kann es natürlich nicht in Frage kommen, das Auto beizubehalten“, hatte Batty in fast befehlshaberischem Ton seiner Familie klarzumachen versucht. Und die Zimmer-Kummers hatten das eingesehen.

Den wirklichen Ausschlag für den Meinungswandel aber hatten die phantasievollen Rationalisierungsmaßnahmen gegeben, die die Gemeinde vor kurzem bei einer Reihe hauptstädtischer Dienste vorgenommen hat. Seitdem verhält es sich näm-

lich so, daß die öffentlichen Transportmittel, die bislang ausschließlich dem Personentransport vorbehalten waren, haufenweise andere Aufgaben und Dienstleistungen übernommen haben. Um die brachliegenden unternehmerischen Kräfte zu fördern, ist man dazu übergegangen, den Fuhrpark der Stadt leihweise mit Privatbussen aus Canach, Steinsel, Strassen und Niederanven aufzustocken, die sich die Personenbeförderung ihrerseits jetzt mit den öffentlichen Bussen teilen und somit, ob der nunmehr vielfarbigem und verschiedenartigen Zusammensetzung, dem Busbetrieb eine bunte und lebendige Note verleihen, die zuweilen in Chaos und Anarchie ausartet, weil weder Fahrer noch Fahrgäste mit den überaus komplizierten Fahrplänen zurechtkommen. Auch stellt Batty Zimmer-Kummer, der sich mit der Familie zum unterirdischen Verkehrsknotenpunkt „Gare Aldringen“ begeben hat, um von dort aus das Risiko einer Busfahrt einzugehen, verbittert fest, daß es zur Entzifferung der über Lichttafeln gemeldeten Informationen über Ankunft und Abfahrt der Busse eigentlich einer soliden Universitätsausbildung bedürfte.

Die Zimmer-Kummers möchten nach Eich-Dommeldingen fahren, um im dortigen Krankenhaus die an einer Entzündung des Wurmfortsatzes am Blinddarm erkrankte Großtante Paula Keller-Dunkel aus Keispelt-Meispelt zu besuchen. Großmutter Amelie Kummer-Keller hat extra zwei Glas von dem vorzüglichen Pflaumenmus mitgenommen, das Großtante Paula so gerne isst und dies am liebsten löffelweise, obwohl sie Zucker hat. Das Problem ist jetzt bloß, wie die Zimmer-Kummers auf



dem schnellsten Wege nach Eich gelangen können. Zumal ja die Rationalisierungsmaßnahmen gezwungenerweise zu einer Verlangsamung in der Personenförderung geführt haben.

Die Autobusse, die seither eingesetzt werden, sind völlig fabrikneue Modelle, die eine Fülle von Funktionen übernehmen. Aus Sparungsgründen hat die Stadt die Dienste der Müllbeseitigung, der Kanalisation, der öffentlichen Hygiene, der Kinderbetreuung, des Transportes von Schlachtvieh und der Beförderung von Schulkindern kombiniert und dem städtischen Busdienst anvertraut. Hinzu gesellen sich die Feuerwehren und der Ambulanzdienst. Ein Bus ist somit kein Bus mehr. Ein Bus ist zugleich Müllkutsche, Straßenreiniger, Viehwagon, Kindertransporter, Feuerlöcher und Krankenwagen. So ein Autobus sieht vorne tatsächlich aus wie ein Autobus, mit automatischen Eingangsporten, mit Fahrer und Knipskartenautomaten und mit Sitzgelegenheiten für die Fahrgäste. Der hintere Teil des Fahrzeuges entspricht genau demjenigen eines Containers der Müllabfuhr. Während der Busfahrt springen alle paar Meter zwei Müllkutscher vom Trittbrett und laden die Mülleimer auf, leeren sie aus und werfen sie in hohem Bogen zurück vor die Haustüren, wo sie vorher standen. Das alles geht in sehr flottem Tempo vor sich.

Auf dem Dach des Busses befinden sich eine Feuerwehrlater und eine Wasserpumpe zur Brandbekämpfung. Weiterhin ist da ein Blaulicht, das im Notfall zusammen mit einer Sirene in Gang gesetzt wird. Das kommt vor, wenn etwas passiert in der Stadt. Wenn es irgendwo

brennt oder ein Autounfall passiert ist, stellt der Bus, an dessen Flanken sich riesige, elektronisch gesteuerte Kkehrbürsten zur Straßenreinigung befinden, diese und sämtliche anderen Funktionen ein und rast mit Überschallgeschwindigkeit durch die Straßen, mißachtet Verkehrsampeln und Durchfahrverbote und schert sich einen feuchten Kehricht um die Straßenverkehrsordnung. Am Tat- oder Unfallort springen behelmte Feuerwehrlater (es handelt sich um stets einsatzbereite und freigestellte Oberschullehrer, die sich als Freiwillige gemeldet haben), Sekuristen und Krankenschwestern vom Dach und gehen ihrer Arbeit nach. Da die ganze Sache noch relativ neu ist und die funktionellen, riesigen Straßenkreuzer noch eingefahren werden müssen, klappt nicht alles auf Anhieb. Man kann sich vorstellen, daß im Innern der Busabfuhrlöschwaggons unter den Passagieren schon mal heillosen Durcheinander entsteht, wenn wegen eines Unfalls am anderen Stadttende plötzlich die Richtung gewechselt werden muß.

Der Fahrer des Busabfuhrlöschwaggons muß dann kräftig aufs Gaspedal treten, so daß es da drinnen zugeht wie in einem Tanzkeller. Die Fahrgäste und die in Richtung Hollerich transportierten Schlachttiere fliegen durcheinander, es gibt Geschrei und Gebrüll, das paramedizinische Personal hat alle Hände voll zu tun, noch bevor man am Unfallort angelangt ist, und wenn dann der Fahrer einmal zu scharf abbremst, stürzt auch noch der ganze Müll aus dem Hinterteil in den Vorderteil des Busabfuhrlöschwaggons und begräbt die Fahrgäste.

Batty Zimmer-Kummer, seine Frau Marguerite, Großmutter Ame-

lie, die Kinder Steve und Iris sowie das muntere Meerschweinchen Emil wissen das alles natürlich nicht. Sie besteigen also allesamt den Bus mit der Nummer 10, der in Richtung Beggen fährt und also auch in Eich-Dommeldingen halten soll. Großmutter Amelie, die als erste in den Busabfuhrlöschwagon einsteigt, ist zunächst einmal hocheifrig darüber, daß die Vergünstigungen für alte Leute abgeschafft wurden. Die empfand sie nämlich als höchst diskriminierend. Jetzt darf auch sie, obwohl sie zum Dritten Alter zählt, den vollen Fahrpreis bezahlen, und das wertet einen Menschen doch auf. Battys Frau Marguerite zahlt ihrerseits für die ganze Familie, für das Meerschweinchen Emil und für ihre etwas großgeratene Handtasche, die der Fahrer trotz gegenteiliger Beteuerungen für einen Reisekoffer hält.

Und dann beginnt die Fahrt. Zu ihrem Erstaunen muß die Familie Zimmer-Kummer feststellen, daß der Busabfuhrlöschwagon erst einmal einen Umweg über Rollingergrund macht, daß er also nicht, wie früher, direkt von der Stadt hinunter nach Eich fährt. Das verlängert die Reisezeit um eine halbe Stunde und erhöht die Zahl der Haltestellen von sechs auf dreiundzwanzig. Was sein muß, muß sein, stöhnen die Zimmer-Kummers, und das Meerschweinchen Emil bekommt Junge. Dann aber geht es los. Über Funk erfährt der Fahrer, daß in Steinsel die Kirche brennt, und schon zieht der Busabfuhrlöschwagon die großen Kkehrbürsten ein und zischt ab. Und holterdiepolter, im Innern des Straßenkreuzers geht wieder mal alles drunter und drüber. Das Monstrum fliegt im Eiltempo an der Eicher Klinik vorbei, wo Großtante Paula Keller-Dunkel sehnsüchtig auf das Pflaumenmus wartet.

Als der Busabfuhrlöschwagon in Steinsel ankommt, liegt die Kirche in Schutt und Asche. Die Zimmer-Kummers, alle sechs schwindlig von der rasanten Fahrt, steigen aus und bestellen sich in der nächsten Gastwirtschaft eine Taxe. Die bringt sie nach Eich. Batty Zimmer-Kummer aber, der seiner vor Wut krebsroten Frau Marguerite, seiner leichenblassen Schwiegermutter Amelie, dem höhnisch dreinblickenden Steve, der unerträglich plärrenden Iris und dem aufgebrachten Meerschweinchen Emil ansieht, daß das mit der Busfahrt doch vielleicht keine gute Idee war, beschließt, am nächsten Tag sogleich ein neues Auto zu kaufen. Zum Beispiel einen Lada mit nachfüllbarem Aschenbecher und abwaschbaren Sicherheitsgurten.

Jacques Drescher

Bibliothèque Municipale

Nouvelles acquisitions

BOULLE Pierre

La baleine des Malouines

Julliard, 234 pages

Pour reconquérir les Iles Falkland, le gouvernement anglais dut envoyer une armada moderne dans les mers australes. C'était au printemps 1982. L'opération réussit, après des péripéties que nous avons encore en mémoire. Mais ce que nous ne savions pas, c'est qu'une baleine, échappée aux attaques d'une horde de requins tueurs grâce au sens du fair-play des marins britanniques, fut le plus précieux auxiliaire de la navy. Un cétacé bienveillant et intelligent assura la victoire finale des troupes de Sa Gracieuse Majesté. Mais ce dont il s'agit essentiellement, dans ce conte plein de suspense et d'humour, c'est évidemment le problème de la protection des derniers monstres marins, actuellement menacés de disparition par suite de la rapacité des hommes.

HAEBERLIN Paul et Jean-Pierre

Les recettes de l'auberge de l'III

Flammarion, 240 pages

Les privilégiés, ceux qui ont déjà été les hôtes de ces restaurateurs fameux, trouveront dans cet album somptueusement illustré de quoi nourrir leurs souvenirs. Les autres pourront au moins s'exercer dans cet art gastronomique, qui élève l'homme et sublime ses instincts primitifs, grâce aux recettes destinées aux amateurs d'une cuisine universellement renommée. Bon appétit!

BOVE Emmanuel

Henri Duchemin et ses ombres

Flammarion, 234 pages

Né à Paris d'un père russe et d'une mère luxembourgeoise, cet écrivain a connu durant l'entre-deux-guerres une certaine notoriété. Il vient d'être redécouvert par les milieux littéraires qui apprécient sa modernité: son style neutre, volontairement dépouillé, les qualités négatives de ses héros. Ainsi, *le retour de l'enfant* se situe aux antipodes de la variation pathétique composée par Gide sur le thème de la célèbre parabole.

Les patientes recherches du professeur Tony Bourg nous feront mieux connaître un auteur que son ascendance maternelle nous permet de revendiquer comme étant, tant soit peu, de chez nous.

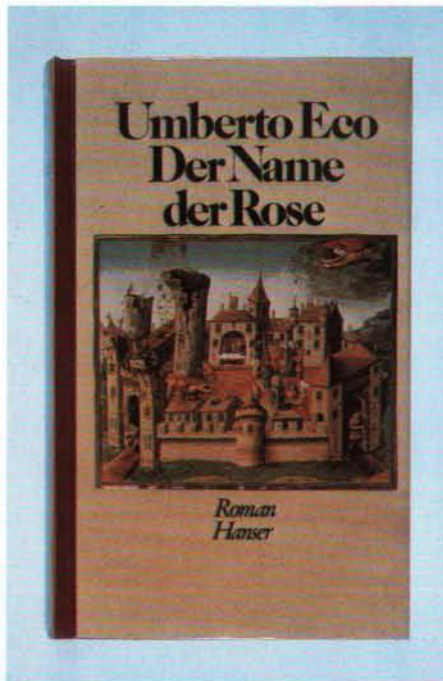
ECO Umberto

Le nom de la rose (Il nome della rosa)

Grasset, 512 Pages

Dans une abbaye bénédictine du nord de l'Italie, en l'an de grâce 1327, plusieurs meurtres sont commis. Qui est l'assassin? Pourquoi l'esprit du Mal est-il venu rôder en ces lieux voués à la prière et à l'étude? Telles sont les énigmes que vont s'efforcer de résoudre un ex-inquisiteur, Guillaume de Baskerville (!) flanqué d'un jeune moine, le futur narrateur. Mais nos deux détectives privés sont amenés à se poser bien d'autres questions, celles qui tourmentent toute la chrétienté en ce début du 14^e siècle. Dans un monde déchiré par les guerres, les luttes religieuses, quand l'abbaye et sa bibliothèque s'anéantiront dans un brasier apocalyptique, où est la vérité? Où est le salut?

Ce livre foisonnant, fascinant, palpitant a obtenu le *Prix Médicis 82*. Il le méritait bien.



Pour ses lecteurs germanophiles la Bibliothèque tient aussi à la disposition la version allemande: „Im Namen der Rose“.

RINSER Luise

Winterfrühling

S. Fischer Verlag, 236 Seiten

Dieser vierte tagebuchartige Band enthält Zeugnisse des Denkens und Erlebens. Luise Rinser nimmt Stellung mit unbezwingbarer Leidenschaft. Sie diskutiert, sie fragt und sie antwortet. Sie ist ergriffen von Eindrücken und Problemen. Die Dichterin spricht und zeigt uns eindringliche Bilder von Reisen: Bolivien, Polen mit dem Papst, Mai 1981 in Japan, zweite Nordkoreareise im Herbst 1981, Stille in Rocco di Papa: Themen in Fülle, ureigene Bekenntnisse und Formulierungen.

BERNHARD Thomas

Beton

Suhrkamp Verlag, 212 Seiten

Das Buch handelt von Rudolf, dem Erzählenden, der seit zehn Jahren eine größere wissenschaftliche Arbeit über seinen Lieblingskomponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy schreiben möchte.

Nach dem Besuch seiner Schwester quält ihn die Furcht, sie könne wieder zurückkommen und ihn am Schreiben seiner Arbeit hindern.

Er verachtet ihre unverfroren betriebenen Geschäfte, sie verachtet seine Phantasie; er verachtet ihre Erfolge und sie seine Erfolgslosigkeit. Er geht schließlich nach Palma, um dort ruhig schreiben zu können. Dort erinnert er sich in einem Café an eine junge deutsche Frau, deren Mann sich vom Balkon gestürzt hat und den sie zerschmettert auf dem Beton gefunden haben. Sie waren zum Friedhof gefahren und hatten das Betonverlies für die Toten gesehen.

FERNAU Joachim

Cäsar läßt grüßen. Die Geschichte der Römer

Herbig, 384 Seiten

Diese Geschichte vom Anfang und Ende des Römischen Reiches ist locker und saftig, ironisch und mitunter bissig geschrieben. Mit diesem Buch erreicht Joachim Fernau einen neuen Höhepunkt seines unverwechselbaren Stils. Die ganz persönliche Art, Geschichte zu erzählen, läßt seine Leser zu einer Gemeinde und seine Gemeinde zu Freunden werden. Er erzählt von menschlichen Schwächen, die sich damals wie heute hinter den Kriegen der Mächtigen und den Intrigen der Politiker verbergen, macht nüchterne Lesebuchdaten und Fakten transparent und Hintergründe sichtbar.

Trésors du Musée Pescatore

L'appel de la nature qui a bouleversé la littérature française vers les années 1760-1770, ne sera entendu par les peintres qu'un demi-siècle plus tard. L'Angleterre d'ailleurs y a précédé la France. Dès la fin du 18^e siècle, les aqua-
rellistes anglais allaient s'ébattre dans la campagne. A l'aube du siècle suivant Turner s'essayait sur la toile aux jeux changeants de la lumière et, peu après, Constable découvrait la richesse inépuisable offerte au peintre par les

glèbes des campagnes saturées d'humidité. En France il faut que passe 1825 pour que les artistes interrogent la nature. C'est à ce moment que Corot, Paul Huet et Théodore Rousseau se font pèlerins de la campagne. Huet allait peindre mer et ciel. Rousseau partait pour l'exploration des terroirs rustiques. Cette vocation de paysagistes frappe alors des artistes qu'on est habitué à ranger dans des "écoles" romantique ou classique.

Gustave Courbet

(Ornans 1819 - Suisse 1877)



Marine

Courbet est le fils d'un propriétaire foncier d'Ornans. Il grandit dans l'aisance bourgeoise. Sa peinture ne révèle guère qu'il fut un militant socialiste. Il se révolte contre l'art officiel, s'oppose au sentimentalisme du romantisme et à l'académisme des néo-classiques en ouvrant la voie à l'impressionnisme.

L'artiste est un autodidacte qui a beaucoup travaillé d'après les maîtres anciens du Louvre. On distingue chez lui une période noire et une période claire. Jusqu'en 1870 il accumule des chefs-d'oeuvre dans une grande variété de sujets: portraits, figures, nus, paysages, marines, animaux. Pour exprimer sa vigueur naturaliste, Courbet a su créer un métier vigoureux, fait de pâtes épaisses, maniées à la truelle, au couteau à palette et à la brosse dure.

"Marine" est une huile sur toile, qui appartient à la collection Léon Lippmann. Cette toile a été peinte en 1867 au cours d'un séjour du peintre en Normandie. Courbet fut très attiré par la mer. Il est allé peindre à plusieurs reprises à Honfleur, Trouville et Etretat. Le plus souvent son attitude devant la mer est encore celle d'un romantique: il en voit le splendide isolement et la grandeur sauvage.

Le ciel voilé de nuages vaporeux occupe les deux tiers du tableau. Cette toile est étonnamment subtile et claire. D'habitude Courbet usait d'harmonies de gris, bleus et verts plus appuyés. Il veut rendre les vibrations lumineuses, les miroitements de l'eau, les palpitations des reflets qui annoncent l'impressionnisme.

EDWARD STEICHEN



Porträt-Studie des großen amerikanischen Dichters Carl Sandburg (1878-1967), der vor allem mit seinen sozial-engagierten Werken „Chicago-Poems“ und „The People, yes“ internationale Beachtung fand. Sandburg war der Schwager von Edward Steichen.

„Sie war es satt, immer wieder zu hören, ihr Schwiegervater habe einen größeren Misthaufen vor dem Hause liegen als ihr Vater. In einer solchen Mentalität wollte sie ihren Sohn nicht erzogen haben. Das war doch so in Luxemburg, oder nicht? Übrigens ist das überall so in der Welt. Bei euch sind es nur die großen und die kleinen Misthaufen, und bei uns in Amerika sind es die dicken und die weniger dicken Bankkonten.“

Das erzählte der damals 83jährige Künstler dem Luxemburger Journalisten Roger Krieps 1963 in einem „Revue“-Interview.

Kurz vor seinem 94. Geburtstag verschied vor zehn Jahren, am 25. März 1973, in Amerika einer der berühmtesten Fotografen der Welt: unser Landsmann Edward Steichen, der 1879 in Biwingen bei Berchem geboren wurde und als Zweijähriger mit seiner Familie nach den USA auswanderte.

Nach einer vierjährigen Lithografenlehre in Milwaukee gelang dem jungen Steichen in kürzester Zeit der Durchbruch als international anerkannter Künstler. Bereits als 21jähriger nahm er an der „Exposition Universelle“ in Paris teil, schon 1904 experimentiert er mit Farbfilm, organisiert Ausstellungen mit Matisse, Cézanne und Brancusi, und einige Jahre später ist er einer der bekanntesten Kunst- und Modefotografen der

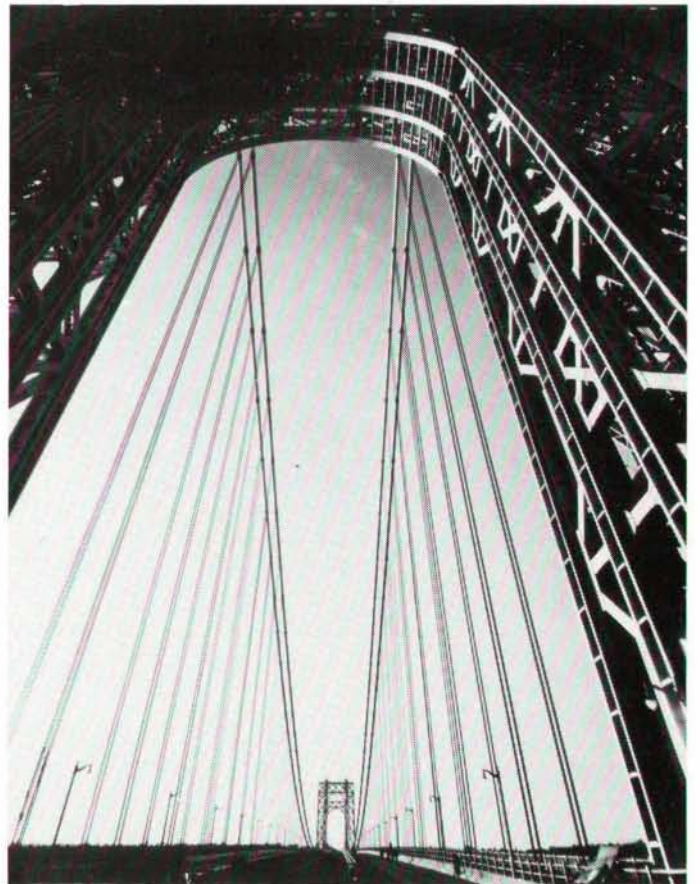
Welt: In seinem New Yorker Studio zahlen die Größen aus Politik und Gesellschaft bis zu 1.000 Dollar für ein Steichen-Porträt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gibt Steichen die kommerzielle Fotografie auf und wird Direktor der fotografischen Abteilung des New Yorker Museum of Modern Art, die heute seinen Namen trägt. In dieser Funktion wählte Steichen aus zwei Millionen Fotos die Bilder für jene Ausstellung aus, die in den fünfziger Jahren ihre Reise um die ganze Welt antrat und schließlich 1974 ihren ständigen Platz im Clerfer Schloß fand: „The Family of Man“, ein künstlerisches Bekenntnis zu Frieden und Brüderlichkeit in der Welt, darf jedoch nicht mit Steichens eigenem fotografischen Schaffen verwechselt werden.

In der Luxemburger „Galerie d'Art Municipale“ waren bereits 1979, zum 100. Geburtstag des Meisters, in Zusammenarbeit mit dem Kunstmuseum der Stadt Toulon, 87 Originale von Edward Steichen ausgestellt worden.

Inzwischen ist es der Luxemburger Stadtverwaltung gelungen, selbst in den Besitz eines Querschnitts seines Schaffens zu gelangen: vom 19. November bis zum 22. Dezember können in der Villa Vauban 44 Originalfotografien besichtigt werden, wovon die älteste, ein Selbstbildnis, aus dem Jahre 1898 stammt, während das Porträt seiner Frau Joanna 61 Jahre später, 1959, aufgenommen wurde.

EIN LEBEN FÜR DIE FOTOGRAFIE



Die Ausstellung ist täglich, außer dienstags, von 15.00 bis 19.00 Uhr, samstags und sonntags zusätzlich von 10.00 bis 12.00 Uhr zu besichtigen. Der Eintritt ist frei, und zum symbolischen Preis von 20 Franken liegt ein herrlicher Katalog mit ausführlichem Text- und Fotomaterial für Interessenten bereit.

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Hammes (Rue Charles-Léon)
Verbindet die Rue du Fort Niedergrünwald mit der Rue Alcide de Gasperi und trifft dort auf den Boulevard Adenauer, östlich vom Gerichtshof der Europäischen Gemeinschaften. Charles-Léon Hammes, ein Luxemburger Rechtsgelehrter, wurde 1898 geboren und war eine Zeitlang Präsident des Europäischen Gerichtshofs. Er starb 1967.

Hansen (Rue Joseph)
Verläuft parallel zur Faïencerie-Straße zwischen der Rue Melchior Bourg-Gemen und der Rue François Faber (am Pierebiërg). Joseph Hansen (1874-1952), war Sprachgelehrter und setzte sich zeit seines Lebens für die Volksbildung ein.



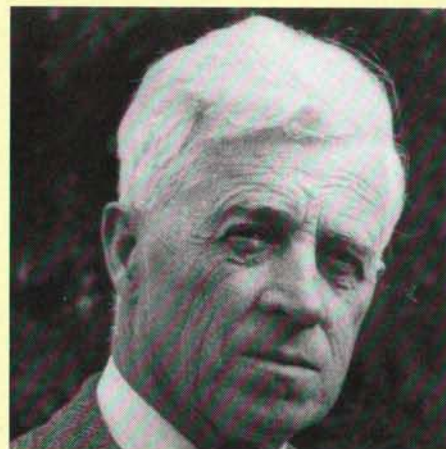
Hardt (Rue Mathias)
Sackgasse, die von der Rue de Prague abzweigt. Mathias Hardt (1809-1877) arbeitete zuerst als Hilfslehrer, dann als beigeordneter Direktor an der Echternacher Mittelschule. Von 1848-1850 war er Kantonalabgeordneter, danach Direktor der Staatsarchive. Zwei Jahre vor

seinem Tode wurde er während 32 Jahren aktiv in der Luxemburger Archäologischen Gesellschaft tätige Hardt zum Regierungsrat ernannt. Sein wichtigstes ethnologisches Werk sind die „Luxemburger Weistümer“.

Haute (Rue)
Führt von der Hammer Kirche zum Friedhof und zum Val de Hamm. Unter der deutschen Besatzung führte sie den Namen Oberstraße.

Hauts-Fourneaux (Rue des)
Verbindet die Route d'Echternach mit der Rue de la Cimenterie (Dommeldingen). Am 27. November 1865 wurde die Firma Aug. Metz & Cie vom General-Direktor des Innern ermächtigt, am neu entstandenen Bahnhof Dommeldingen im Ort Meesch-Pesch zwei Hochöfen mit Dependenzien zu errichten. Die Eicher Hütte, deren Produktion auf 14.400 t Gußeisen veranschlagt wurde, wurde daraufhin nach Dommeldingen verlegt. Hier, am Rande des Grünwalds, hatte bereits 1610 Jean de Raville eine Eisenhütte errichtet, die 1857 den Betrieb einstellte.

Hein (Rue Nicolas)
Verbindet die Rue du Château mit der Rue des Hauts-Fourneaux (Dommeldingen). Am 17. Juni 1889 in Ehnen geboren, veröffentlichte Prof. Nicolas Hein 1917 einen ersten Gedichtband „Lichter und Funken“, 1939 eine Sammlung von Prosatexten unter dem Titel „Unterwegs“ und nach dem Zweiten Weltkrieg eine Erzählung „Der Verräter“. Besondere Verdienste erwarb er sich durch seine Untersuchungen über „Goethe in Luxemburg“, erstmals 1925 erschienen. Er starb 1969 in Ehnen, kurz nach seinem 80. Geburtstag.



Heine (Rue)
Hieß anfangs Rue Michel Rodange und während der Nazizeit Haydnstraße. Verbindet den Boulevard de la Pétrusse mit der Avenue de la Liberté (Bahnhofsviertel). Benannt nach dem deutschen Lyriker Heinrich Heine, einem Exponenten des dt. Liberalismus. Geboren 1797 in Düsseldorf, verstarb Heine 1856 im Pariser Exil. Schrieb u.a. den Text des „Loreley“-Liedes, „Deutschland, ein Wintermärchen“ und „Die Harzreise“.



Heintz (Rue Joseph)
Verbindet die Rue de Hollerich mit der Rue de l'Industrie, als Verlängerung der Rue Adolphe Fischer (Hollerich). Die Straße führt an der Tabakfabrik vorbei, die Joseph Heintz 1897 hier erbaute. Sein Vater J.P. Heintz-van Landewyck hatte bereits 1847 eine Tabakfabrik in Luxemburg gegründet, die Räumlichkeiten in der Neutor-, der Groß-, der Bäder- und der Beckstraße hatte. Der von seinem Sohn nach Hollerich verlegte Zweigbetrieb hatte sich ab 1886 auf dem Terrain des Hollericher Stahlwerkes befunden. Die 1897 erbaute Fabrik wurde 1935 umgebaut. Im anliegenden Privatpark befindet sich die wieder aufgebaute frühere Hauptwache, die an der Place d'Armes stand. Jos. Heintz war 1890-1894 Stadtschöffe, 1894-1902 Mitglied des Gemeinderats.

Heldenstein (Rue Jean-Pierre)
Verbindet die Rue de Strasbourg (Hollerich) mit dem Boulevard Dr. Charles Marx. Jean-Pierre-David Heldenstein wurde am 29. Dezember 1792 in Echternach

geboren und starb am 19. Oktober 1868 in Luxemburg. 1819 übernahm er als Apotheker die Pelikan-Apotheke seines Schwiegervaters Seyler am Roude Pätz. 1843-1847 und 1854-1855 war er Mitglied des Gemeinderats der Stadt, 1847-1849 Schöffe, 1848-1850 und 1855-1865 Bürgermeister. Er gehörte dem Verwaltungsrat der städtischen Hospizien an.



Henri VII (Rue)

Verbindet die Avenue de la Faïencerie mit der Avenue du Bois (Limpertsberg). Erbaut nach der Schleifung der Festung, hieß sie von 1889 bis 1901 Rue Jean l'Aveugle.

Am 12. Juli 1274 in Valenciennes geboren, am französischen Königshof erzogen, am 24. August 1313 in Buenconvento in Italien gestorben, war Heinrich VII. von 1288 bis 1309 Graf von Luxemburg und von 1308 bis 1313 römischer Kaiser. Er war der Vater Johanns des Blinden. Beim Versuch, das römische Weltreich unter der Führung von Kaiser und Papst wieder herzustellen, ließ er sich in der Laterankirche in Rom zum Kaiser krönen, nachdem er zuvor in Mailand die Lombardenkronen erhalten hatte. Auf dem Rückweg erlag er einer schleichenden Krankheit. Er wurde im Dom von Pisa beigesetzt.



Hentges (Rue Pierre)

Verbindet die Rue de Bonnevoie mit dem Boulevard de la Fraternité (Bonneweg).

Pierre Hentges wurde am 1. Juli 1853 in Hollerich geboren und war Mitglied des Gemeinderats. Von Beruf Gastwirt, war er u.a. Mitbegründer des Männerchors Concordia und des Bonneweger Turnvereins, dem er 25 Jahre lang vorstand, und gehörte zu den großen Förderern des Turn- und Sportwesens hierzulande. Er starb am 28. März 1918 bei einem Bombenangriff.

Herchen (Rue Arthur)

Verbindet die Rue Théodore Eberhard mit der Rue Bernard Haal (Belair).

Charles-Joseph-Philippe-Arthur Herchen wurde am 24. Januar 1850 in Clausen geboren und starb dort am 2. November 1931. Von 1877-1920 war er Professor am Athenäum. Er stand der Section Historique des Institut Grand-Ducal vor und veröffentlichte eine Reihe von Schulbüchern über allgemeine und nationale Geschichte und über Geographie. Wir verdanken ihm ebenfalls eine Biographie Don Miguels von Braganza sowie Reden und Nekrologe.

Hertert (Rue Mathias)

Die frühere Rue de Bérelange führt von der Beggener Straße zur Gemeindegrenze, wo sie die Rue du 10 Octobre (Bereldingen) zur Rue de Bridel weiterführt.

Mathias Hertert, geboren am 14. Juni 1799, gestorben am 20. Oktober 1863 in Eich, war von Beruf Nagelschmied, Grundbesitzer und Gastwirt und ab 1848 Mitglied des Constituante, 1848-1856 Abgeordneter, von 1830 bis 1838 Bürgermeister von Eich, und wieder Schöffe derselben Gemeinde von 1849 bis 1855 und von 1861 bis zu seinem Tod. Er zeichnete sich bei den Choleraepidemien von 1832 durch seinen Einsatz und seine Hilfsbereitschaft aus.

Hespérange (Rue de)

Verbindet die Route de Thionville mit der Place Léon XIII (Bonneweg).

Hess (Rue Joseph)

Verbindet parallel zum Boulevard K. Adenauer die Rue Jean-Pierre Erpelding mit der Rue Marcel Reuland (Kirchberg).

Geboren am 14. März 1889 in Simmern, gestorben 1973, war Professor Nicolas

Joseph Hess besonders auf dem Gebiet der Volkskunde tätig. Er veröffentlichte u.a. 1920 eine „Luxemburger Volkskunde“, die 1960 durch „Altluxemburger Denkwürdigkeiten“ ergänzt wurde. Von ihm stammt auch eine Lokalmonographie über Simmern. Für die Tagespresse verfaßte er politische Artikel. Seine zahllosen Radio-Plaudereien sind nach seinem Tod in Buchform erschienen. Als Lehrer war er in Echternach und in Luxemburg tätig. Er war Mitglied und Präsident der historischen und der folkloristischen Sektion des Institut Grand-Ducal.



Heymanns (Rue Henri)

Die frühere Rue Charles Collart verbindet die Rue de Beggen mit der Rue de Bourgogne (Beggen).

Henri Heymanns aus Dommeldingen wurde am 11. März 1879 geboren und starb 1917 in Luxemburg. Er war Beamter und Bürgermeister von Eich.

Hippodrome (Rue de l')

Verbindet die Route de Thionville mit der Rue du Cimetière (Bonneweg).

Der Name der Straße kommt daher, daß hier 1896 eine erste Pferderennbahn angelegt war, die ein Jahr später auf „Kaltreis“ verlegt wurde und 1903 verschwand, nachdem dort noch ein großes Turnfest stattgefunden hatte.

Hogenberg (Rue François)

Zweigt von der Rue Christophe Plantin ab, die sie dann nach einem Bogen um einen Häuserblock parallel sur „Drosbach“ wieder erreicht.

Der flämische Kupferstecher und Kartograph Hogenberg lebte von 1535 bis 1590. Er schuf auch Luxemburg betreffende Stiche.

LE REPONSE

D
R
O
L



Dans un numéro précédent de ONS STAD, nous avons donné la parole aux critiques de théâtre pour qu'ils s'expriment sur les programmes du théâtre municipal et les problèmes du théâtre dans notre ville. A cette occasion, ils s'étaient également prononcés sur la création d'un ensemble national luxembourgeois, préconisé avant tout par Philippe Noesen et Marc Olinger. En bonne logique, nous leur donnons la parole

Le métier d'animateur à Luxembourg

Ons Stad – Marc Olinger, vous êtes connu comme animateur de théâtre, comme metteur en scène, comme acteur. Quelle est votre situation matérielle?

Marc Olinger – Je gagne ma vie en tant que professeur de lycée, mais depuis trois ans, le ministère de l'Education Nationale a reconnu en quelque sorte mon métier d'homme de théâtre et m'a accordé une décharge d'un certain nombre d'heures par semaine pour assurer l'animation théâtrale dans l'enseignement secondaire à travers tout le pays, ensemble avec Philippe Noesen. Donc chaque année, nous montons un spectacle pédagogique que nous présentons dans la plupart des établissements secondaires du pays, une douzaine en général. Cela constitue à nos yeux une première étape; cette animation pourrait être développée, p.ex. par une préparation systématique avec les élèves ou par une discussion après le spectacle. Voilà ma situation pour ainsi dire officielle; en fait, le temps passé à animer le TOL et à monter des spectacles ne se chiffre plus. Cela fait une semaine de plus de 40 heures. Partant de là, je me demande si les autorités ne devraient pas favoriser la création théâtrale en accordant un statut professionnel aux animateurs. C'est-à-dire qu'il faudrait

permettre à ceux qui exercent ce métier de le faire en tant que professionnels.

Philippe Noesen – Je n'ai pas de décharge, mais personnellement, je ne m'en plains pas puisqu'en tant que professeur au conservatoire je réalise en quelque sorte la jonction de la pratique théâtrale, qui est ma formation, avec l'enseignement de cette pratique et la rencontre avec la jeunesse, qui est aussi une passion et un goût chez moi.

Mais dans la mesure où la Ville de Luxembourg souhaiterait voir se développer la création théâtrale et envisagerait la mise à disposition d'animateurs, il faudrait discuter le problème d'une décharge au moins partielle.

La situation matérielle des troupes d'amateurs

Ons Stad – Vous animez l'un le Théâtre du Centaure, l'autre le Théâtre Ouvert de Luxembourg. Dans quelles conditions travaillez-vous?

Marc Olinger – Les deux ensembles existent depuis dix ans. Il y a donc une continuité dans notre travail.

Du point de vue matériel, les subventions de l'Etat ou de la Ville ne sont guère importantes. La plupart de nos spectacles doivent donc se monter avec les recettes, ce qui n'est pratiquement plus possible de nos jours.

Jusqu'à présent, une création dans la grande salle du théâtre municipal nous valait une subvention de la Ville de 10.000 ou de 20.000 francs, alors que la location de la salle nous revenait à 10.000 francs par soirée. Il n'y a donc pas eu vraiment de subvention de la Ville jusqu'à présent.

Les subventions de l'Etat ne sont guère plus importantes; dans les meilleures années, elles atteignaient les 40.000 ou les 50.000 francs, ce qui est dérisoire si on considère la quarantaine de spectacles montés depuis dix ans par le TOL. Donc nos ensembles s'autofinancent, mais ont du mal à boucler le budget à la fin de l'année; nous pouvons tout au plus rembourser les frais des acteurs. Ce sont donc des conditions d'amateur. Or, on nous demande un véritable travail professionnel, et c'est d'ailleurs une exigence que nous avons nous-mêmes. Si nous voulions par exemple engager des acteurs étrangers pour nous renouveler, nous aurions beaucoup de mal à les payer comme il faudrait.

Cela crée des problèmes dans une troupe, il y a des défections, des lassitudes, ce qui fait qu'il est très difficile de continuer le travail. On arrive à une barrière au-delà de laquelle il n'est plus possible de continuer, à moins que les conditions matérielles ne s'améliorent.

Philippe Noesen – Pour le Théâtre du Centaure, il n'y a rien à ajouter puisque la situation financière et artistique est la même.

Je voudrais profiter de cette occasion pour mettre fin à un préjugé assez largement répandu dans le public et même parmi les critiques. Ainsi, dans la table ronde avec les critiques dans ONS STAD, Marc Weinachter a dit: „Je ne plaide pas pour une intégration du théâtre luxembourgeois d'expression française dans l'abonnement G puisque cela reviendrait à couper la joie de jouer et la joie de créer des troupes." Eh bien, c'est là un préjugé tout à fait faux. Qu'est-ce qui permet de croire que le fait de manquer de moyens, de travailler dans le dénuement et la misère matérielle puisse donner une plus grande joie de créer? En fait c'est le contraire qui se passe.

On a donc entendu d'autres animateurs de théâtre luxembourgeois demander un abonnement pour les troupes luxembourgeoises, ce qui constituerait un minimum d'aide à la création qui fait complètement défaut à l'heure actuelle.

A qui donner les moyens de créer

Philippe Noesen – Nous ne réclamons pas le monopole des moyens de créer pour deux ou trois animateurs. Nous demandons que la création théâtrale soit soutenue de manière globale à Luxembourg, alors qu'elle ne l'est absolument pas depuis des années. Il faudrait que la Ville de Luxembourg, en tant que capitale, en tant que ville européenne, fasse autre chose que d'acheter tout simplement des spectacles de tournée, c'est-à-dire de la consommation passive. Le moyen privilégié d'encourager la création serait d'avoir un noyau d'animateurs pour stimuler la production et l'écriture théâtrale ainsi que tous les autres moyens de la dramaturgie.

C'est très frustrant pour nous de constater que nos meilleurs collaborateurs ou bien partent à l'étranger, comme p.ex. Simone Pauly qui a fait de merveilleux costumes et qui est maintenant au théâtre de la Monnaie à Bruxelles, ou bien s'arrêtent, découragés, de travailler pour nous parce qu'on ne peut pas leur assurer un minimum d'indemnité pour leur travail.

Ons Stad – Vous n'avez jamais eu recours à des acteurs professionnels que vous avez pu payer au tarif professionnel?

Marc Olinger – Si nous avons fait appel à des acteurs professionnels, nous n'avons pas pu les payer au tarif professionnel.

Ons Stad – Donc tous les travaux fournis dans vos troupes l'ont été gratuitement?

Marc Olinger – Absolument. Je voudrais cependant signaler que nous avons la chance, depuis un certain nombre d'années, de bénéficier d'une commande de la Ville pour monter un conte pour enfants, ce qui nous permet de gagner de l'argent que nous pouvons réinvestir dans d'autres spectacles.

Un projet pour encourager la création

Ons Stad – Partant de l'analyse des conditions matérielles depuis un certain nombre d'années, vous avez soumis un projet pour encourager la création théâtrale à Luxembourg.

Philippe Noesen – Oui, ce projet a d'ailleurs été critiqué parce qu'on

nous soupçonnait de rechercher le monopole des moyens. Ce n'est pas comme ça que nous avons conçu notre projet. Nous proposons un noyau d'animateurs qui, à certains moments, peut se développer et devenir alors une troupe qu'on appellerait nationale parce que ce serait plus simple pour les échanges avec l'étranger. Ce ne serait qu'un aspect; nous rejoignons André Wengler dans l'interview déjà cité qui plaide pour un statut professionnel de certains animateurs. C'est exactement ce que nous voulons: mettre des moyens publics à la disposition des créateurs de théâtre à Luxembourg par l'intermédiaire d'un petit noyau de comédiens dans lequel il y aurait d'une part des acteurs étrangers engagés pour des spectacles français ou allemands, d'autre part des comédiens luxembourgeois, et donc aussi des ensembles luxembourgeois pour une création luxembourgeoise.

Marc Olinger – On pourrait concevoir que les animateurs qui disposeraient d'un budget annuel attribuent une part de ces fonds à un ensemble luxembourgeois existant pour une création. On lui donnerait les moyens sans que par ailleurs les animateurs interviennent dans le travail théâtral.

Ons Stad – Il y aurait donc des animateurs qui, d'un côté, encourageraient la création des troupes existantes ou à venir, et, d'un autre côté, pourraient créer eux aussi des spectacles...

Philippe Noesen – C'est cela; ils pourraient aussi faire appel à d'autres

metteurs en scène pour des représentations françaises ou allemandes.

Ons Stad – Donc une structure tout à fait ouverte...

Les créateurs et les pouvoirs publics

Ons Stad – Quelles seraient les relations entre ces créateurs dotés de moyens publics et les pouvoirs publics, comme l'Etat ou encore les communes, comme la Ville de Luxembourg?

Philippe Noesen – Il y aurait des relations dans le cadre d'un conseil d'administration d'une association sans but lucratif, conseil dans lequel les représentants des différentes parties auraient un droit de proposition, sans qu'ils aient pour autant un pouvoir discrétionnaire sur les programmes. Il faut évidemment préciser ce point dans le cadre d'un statut à élaborer.

Ons Stad – Quels montants avez-vous prévus pour ce projet?

Philippe Noesen – Un premier projet prévoyait la création de 5 spectacles dans l'année, dont un spectacle luxembourgeois, un spectacle pédagogique pour l'animation scolaire et trois spectacles français et allemands avec la participation de comédiens étrangers et luxembourgeois. S'y ajoutaient des échanges avec des troupes étrangères. Cette animation coûterait de 7 à 8 millions de francs belges.



DROIT DE REPONSE

Ons Stad – Qu'est-ce qui serait couvert par ce montant?

Philippe Noesen – Tout le fonctionnement de la troupe, donc l'engagement de quatre comédiens étrangers permanents pendant une année, l'engagement d'un technicien de scène pendant une année, l'engagement de quatre comédiens luxembourgeois en moyenne par spectacle (donc en tout vingt par année) et de deux comédiens étrangers par spectacle pour une durée de trois mois, plus les frais de production ainsi que de déplacement et d'échange ainsi que les frais qui résulteraient de l'engagement de cinq pièces étrangères reproduites à Luxembourg à titre d'échange.

Ons Stad – Quelles ont été les réactions à ce projet?

Philippe Noesen – Ces réactions traduisent parfois certains préjugés; p.ex. ceux des hommes de théâtre – la peur du monopole qui ne nous semble pas justifiée; il y en a d'autres plus simplistes – on prétend que si on détache deux, trois animateurs, on aura toujours les mêmes bonshommes, et on ne pourra plus s'en débarrasser. Or notre projet vise justement la diversité; au cas où l'un des animateurs, étant seulement détaché, ne donnerait plus satisfaction, il serait facile de lui rendre ses fonctions antérieures.

Marc Olinger – Justement, quant à cette diversité: tel qu'on l'a conçu, ce projet, il y aurait chaque année une quarantaine de personnes

disponibles pour tous ces spectacles, qui ne seraient pas des permanents.

Ons Stad – Il semble qu'il y a accord dans un public intéressé pour deux ou trois animateurs professionnels, mais non pour une troupe. Que pensez-vous de cette solution intermédiaire?

Marc Olinger – Je voudrais souligner que nous ne travaillons pas pour nous, nous aimerions avoir les moyens pour encourager la création théâtrale et pour pouvoir travailler dans des conditions décentes. Donc, uniquement revoir notre statut sans accorder les moyens financiers nécessaires ne changerait pas grand-chose à la situation de la création théâtrale telle qu'elle existe actuellement.

La vocation du Théâtre des Capucins

Ons Stad – Comment voyez-vous la fonction que le nouveau théâtre des Capucins pourrait avoir dans ce contexte?

Marc Olinger – Il ne nous semble pas utile de faire de ce théâtre un modèle réduit du grand théâtre. Ce pourrait être plutôt un lieu de rencontre pour les ensembles luxembourgeois. Ainsi, il faudrait leur accorder une certaine priorité lors d'une création. L'idéal serait de bloquer cette salle pendant trois semaines – huit jours pour les générales sur le plateau, quinze jours pour les représentations. Ce serait déjà un sérieux pas en avant.

Philippe Noesen – Le théâtre des Capucins pourrait aussi être un lieu où la création luxembourgeoise, l'écriture théâtrale luxembourgeoise pourrait se manifester. D'ailleurs, d'autres animateurs ont déjà demandé un abonnement de spectacles luxembourgeois pour promouvoir cette création. De ce point de vue, il faut signaler que nos ensembles ont fait de gros efforts. On a fait un bond en avant de cinquante ans ces dernières quatre, cinq années. Et, heureusement, le public a suivi.

Propos recueillis par Ben Fayot



Animation culturelle au coeur du quartier de Limpertsberg: une nouvelle adaptation du DEMETRIUS de Schiller, dans l'ancienne halle d'exposition de Luxembourg, un cadre tout approprié à la valeur scénique de la pièce!

Wer heute bequem in seinem Wagen auf den breiten und glatten Alleen der Stadt Luxemburg dahinsauert, ahnt nicht, daß noch vor zwei Jahrhunderten diese Gegend zu den lebensfeindlichsten Gebieten der Erde gehörte und den Mut der härtesten Männer herausforderte. Durch einen glücklichen Zufall ist man jetzt bei Arbeiten in den Kellergewölben des Transportministeriums auf das längst verloren geglaubte Tagebuch des verwegenen Luxemburg-Fahrers

John Mackenzie gestoßen. Dieser war im Jahre 1982 in Begleitung von Jack Westondale aufgebrochen, um mit einem 2 CV-Gespänn von Dommeldingen im hohen Norden nach Esch, der Stadt des Eisens im Süden, vorzustoßen.

Die aufgefundenen Blätter ermöglichen es, zu verstehen, warum diese Männer scheitern mußten. Daß diese Papiere unversehrt zu uns ge-

langen konnten, ist dem Umstand zuzuschreiben, daß sie im festen Bauschutt einer der damals unzähligen Baustellen hermetisch von der Umwelt abgeschlossen wurden und so die Jahrhunderte überdauern konnten. Im folgenden seien einige der markantesten Etappen der Expedition wiedergegeben.

DAS TAGEBUCH DES John Mackenzie

9. Dezember 1982: heute sind es zwei Wochen, seitdem wir unsere Schneeschuhe gen Süden gewandt haben. Bei unserm Aufbruch hatten die Krähen in den Bäumen des Dommeldinger Schlosses krächzend einen harten Winter verkündet. Doch wir sind guten Mutes. Jack flößt mir Vertrauen ein. Ein Kerl von sechs Fuß und zwei Zoll. In seinen Augen ein Stahlglanz, wenn es gilt, zu handeln.

11. Dezember: wir haben uns bis zur Schetzelstraße vorgearbeitet. Wenn alles gutgeht, schlagen wir unser Biwak an der Kreuzung Stavelot-München-Tesch-Straße auf. Die Kälte hat mit einem Schlag eingesetzt, wir knöpfen unsere Mackinaw-Jacken zu bis zum Bart. Jack hat beim Café de la Place einen angreifenden Omnibus geschossen. Eine willkommene Erweiterung unseres Speisezettels!

25. Dezember: das Biwakieren wird immer schwieriger wegen der herumstreunenden Parkplatzwächter. Als wir uns heute morgen aus den Fellen wickeln, hören wir das bekannte Schaben von Bleistiften auf Papier. Nur mit Mühe können wir entkommen.

26. Dezember: wir befinden uns im Boulevard-Royal-Canyon. Die dräuenden Blocks der Banken steigen bis in die Wolken. Hier gibt es weder Baum noch Strauch, von Bären gar nicht zu reden. Nur ein paar Spatzen fristen hier ein kümmerliches Dasein. Block um Block kämpfen wir uns vorwärts.

28. Dezember: als wir um 9.30 Uhr unsere Strümpfe wechseln, reißt der Himmel plötzlich auf. Wir erblicken von fern den Turm der Sparkasse! Unbeschreiblicher Jubel! Wir tanzen wie die Derwische. Dabei wäre ich fast in ein Schlagloch gefallen. Der unvergleichliche Jack rettet mich in letzter Sekunde.

30. Dezember: vor uns tut sich die Arsenalstraße auf mit ihren gähnenden Schlünden. Wir müssen sie in drei Tagereisen durchquert haben, aber es ist ungewiß, ob wir es schaffen. Hat nicht der große Jim Belden, der vor 14 Jahren hier war, ganze fünf Tage dazu gebraucht? Dabei war sein Mercedesgespänn noch frisch, während unsere zwei Pferde erbärmlich stottern.

7. Januar: wir haben heute eine Rastpause eingelegt beim Friedhof von Notre-Dame, wo ein paar einfache Kreuze an die Helden mahnen, die vor uns hier waren: Sitka Charley, der Unverwüstliche, der, von Mühlenbach herkommend, nach der Schefferallee verschlagen wurde und hier in den Greifern eines Baggers ein grausames Ende fand; Mason Parker, genannt der Grindige, der in der Henri-VII-Straße in einem Graben zu Tode stürzte, welcher sich einen Tag vor seiner Ankunft aufgetan hatte.

10. Januar: endlich haben wir die Alte Post erreicht. Hier hat Jack auf einer früheren Fahrt seine Squaw verloren, die er im rauhen Norden dem Chequah-Häuptling Thlinh - Thenee abgehandelt hatte. Zarinska versuchte, zur Avenue Monterey überzusetzen, um einige Briefmarken zu kaufen, und verschwand in den Fluten des Grabens. Jack verdrückt einige Tränen. Ich tröste ihn. Noch nie hat ein ehrlicherer Mann als er mit mir aus demselben Napf gegessen.

25. Januar: wir nähern uns dem Pont Adolphe. Unser letztes Pfund Lachsrogen ist verspeist. Wir müssen die Petruß unbedingt vor dem Eisbruch erreichen, wenn der Strom seine todbringenden Fluten donnernd durchs Tal wälzt. Denn die Brücke ist von Geröllmassen verschüttet. Genau an dieser Stelle stand vor 9 Jahren Malemute Kid, der große Forschungsreisende und Bärenjäger. Er kam nicht weiter als bis zum Pariser Platz . . .

27. Januar: auf dem Bourbon-Hochplateau stoßen wir auf die Gebeine Sir Peter Langhams, der einen Umweg über Verlorenkost gemacht hatte, was ihm zum Verhängnis wurde. In einer Blechbüchse ein Zettel: „Du, der Du nach mir kommst, kehre um, wenn Du noch Zeit hast.“ Ob schon wir kaum mehr stehen können, begraben wir seine traurigen Reste und sprechen ein kurzes Gebet.

28. Januar: vor uns erstreckt sich die wild aufgerissene Schlucht der Freiheitsavenue. Mit ihrem weitverzweigten Ampelsystem bietet sie unsern entzündeten Augen einen schaurig-schönen Anblick. Da müssen wir hindurch, und wir haben seit drei Tagen nichts gegessen.

3. Februar: über uns kreisen graue Tauben, als erwarteten sie etwas Bestimmtes. Wir essen unsere Schuhsohlen und hadern mit Gott.

Nun folgt eine große Lücke in den Aufzeichnungen. Todesängste, schreckliche Ereignisse haben mutmaßlich dem John Mackenzie die Kraft genommen, sein Tagebuch fortzuführen. Aber am 27. März bricht sein Wille, der Nachwelt seine schreckliche Odyssee zu überliefern, ein letztes Mal durch. Wir kampieren, schreibt er in zitternder Schrift, am Hauptbahnhof. Jack brät unsern letzten Ersatzreifen. Gott sei uns gnädig.

Henry Gelhausen



Zesumme mat den Äisschonglefer
déi sech zu Hollerech
um Schlakeweier
ëm d'Jorhonnertwenn ameséiert hun,
wënscht
„Ons Stad“
all hire Lieser
e schéine Krëschttag
an e glécklecht neit Jor.